

# DORNBIRNER SCHRIFTEN

BEITRÄGE ZUR STADTKUNDE

## Nr. XIV



- |                  |   |
|------------------|---|
| Astrid Schmoll   | Dornbirner Frauen und ihre Alltagsgeschichten in der Nachkriegszeit |
| Klaus Eisterer   | Fraternisierung 1945  |
| Franz Kalb       | Das Hatler Bild oder Zahnbild                                       |
| Jakob Fußenegger | Der Brautkasten   |
| Klaus Febler     | Temperaturunterschiede im Stadtgebiet von Dornbirn                  |
| Klaus Febler     | Stadtphänologische Beobachtungen an der Forsythie in Dornbirn       |

# DORNBIRNER SCHRIFTEN

BEITRÄGE ZUR STADTKUNDE

## Nr. XIV

| Inhaltsverzeichnis   | Seite |
|--|-------|
| Dornbirner Frauen und ihre Alltagsgeschichten<br>in der Nachkriegszeit<br>(Astrid Schmoll) ..... | 3     |
| Fraternisierung 1945<br>(Klaus Eisterer) .....   | 21    |
| Das Hatler Bild oder Zahnbild<br>(Franz Kalb) .....  | 35    |
| Der Brautkasten<br>(Jakob Fußenegger) .....  | 41    |
| Temperaturunterschiede im Stadtgebiet von Dornbirn<br>(Klaus Feßler) .....                       | 79    |
| Stadtphänologische Beobachtungen an der Forsythie<br>in Dornbirn<br>(Klaus Feßler) .....         | 91    |
| Abbildungsverzeichnis .....  | 97    |
| Verzeichnis der Autoren .....  | 99    |

Medieninhaber:

Stadt Dornbirn, Archiv der Stadt Dornbirn, Rathausplatz 2, 6850 Dornbirn

Hersteller: Vorarlberger Verlagsanstalt Ges.m.b.H., 6850 Dornbirn

Dornbirn, im Mai 1993



## Dornbirner Frauen und ihre Alltags- geschichten in der Nachkriegszeit

Der „Alltag“ ist kein festumrissenes Konstrukt, das sich so ohne weiteres räumlich und/oder zeitlich abgrenzen ließe. Vielmehr liefert der Begriff ein ungefragt voraussetzbares Rahmenfeld, das viel Spielraum für Deutungsmuster und Handlungsstrukturen zuläßt.

15 Frauen erzählten über den Alltag während der Nachkriegszeit in Dornbirn und Umgebung und erzählten damit jeweils ihre ganz persönliche Geschichte – ohne rückzufragen, was der Interviewer wohl unter dem Begriff Alltag verstünde. Der Forschungszugang hängt mit der dem Menschen eigenen Erzähltechnik zusammen: das Besondere wird hervorgehoben und damit das Alltägliche abgegrenzt – sie verrät Blickwinkel unter denen Geschichte erinnert, anderes „vergessen“ wird.

Im Vergleich mit früheren Studien, wo auch Männer zu Wort kamen, ist gleich zu Beginn festzustellen, daß Frauen in überwiegender Zahl in ihren Erzählungen als „ausgelieferte Objekte“ auftreten, sich selbst kaum als „handelnde Subjekte“ darstellen. Das heißt, die meisten der befragten Frauen sehen ihr Verhalten als Reaktion auf äußere Umstände, nicht als aktiven Motor des eigenen Lebensplanes. Diese aktive Rolle kommt ihren Aussagen zufolge dem Mann – Ehemann, Vater, Freund – zu. Ein Bild, das weit entfernt von emanzipatorischen Zielen zu sein scheint, sieht das Selbstbild der Frauen der Kriegs- bzw. Nachkriegsgeneration wirklich so aus?

Ähnlich der Erzähltechnik kommen auch historische Quellen zustande. Das Besondere ist Gegenstand der Akten, nicht das „Alltägliche“. Und auch hier liegt die aktive Rolle hauptsächlich bei den Männern, sodaß frauenspezifische Themen nur beschwerlich herausfilterbar sind. Aus dem schriftlichen Erbe gehen kaum Gefühle und persönliche Interpretationen bestimmter Ereignisse hervor, was gelegentlich zu normativen Tendenzen in der Geschichtsschreibung geführt haben dürfte. Gespräche sind also sinnvolle Ergänzung des Quellenstudiums – unabhängig zunächst von den zahlreichen Techniken der Interviewführung und -auswertung.

Die Arbeit an diesem Projekt brachte viele interessante Gespräche und unvorhergesehene Ergebnisse. Manche Ausgangsüberlegungen, stellte sich als irrelevant dar: die Nachkriegs-

zeit (etwa bis zum Staatsvertrag) sei Regenerationsphase nach dem Krieg und vermeintlicher Neubeginn nach dem Chaos; der Krieg hätte große Auswirkungen auf Emanzipation und soziale Spannungsfelder gehabt; das Kriegsende sei einem kollektiven Orgasmuserleben ähnlich gewesen und die Rückkehr der Männer hätte neue Regeln des Zusammenlebens gebracht. Und wie war es wirklich?

Die Vernetzung von Alltag und Selbsterhaltungstrieb gestattete kaum, sich der Freude über das Kriegsende „gebührend“ hinzugeben. Gerade hier in Vorarlberg brachte die Wende den sogenannten Feind erst ins Land und die Daheimgebliebenen sahen sich zusätzlichen rigorosen Beschränkungen ausgesetzt. Aufoktroyierte Zustände also unter den Nationalsozialisten und ebensolche unter den Besatzern – schon wieder „starke Männer“.

Wirkliche Wendezeiten orientierten sich nach völlig anderen Kriterien, wie die Gespräche zeigten. Das ganz persönliche Umfeld, der noch Jahre nach Kriegsende fehlende Ehemann, die toten Söhne, die Vermißten und die Hoffnung – das sind die Anzeiger für die „Alltagsgeschichten“ der Frauen. Und die Emanzipation auf politischem und sozialem Gebiet, das neue Selbstbewußtsein der Frau im erwerbsorientierten Denken? Man könnte auch von den Ideologien sprechen, die keine sind, oder von der Unaufgeklärtheit. Die Rückkehr der Männer ist verbunden mit der selbstverständlichen und freiwilligen Rückgabe der Verantwortung, zu der man umständehalber gezwungen wurde. Doch das Wissen um die eigene enorme Kraft mag die Bewegungen späterer Generationen grundgelegt haben. Tatsache ist jedoch, daß noch bis 1955 die politischen Positionen, gerade im Kleinstadtmilieu und den Dorfgemeinschaften, von Männern besetzt waren und der Verdienst von arbeitenden Frauen – bis heute! – bei gleichem Tätigkeitsbereich zum Großteil unter dem Verdienst der Männer lag. Ausnahmen bestätigen die Regel. Blitzlichter auf diese „Unveränderlichkeit“ sollen in den folgenden Kapiteln Dornbirner Verhältnisse widerspiegeln.

Und die Beziehungsmuster? Ohne eine psychologische Abhandlung schreiben zu wollen, muß hier erwähnt werden, wie schwer es für viele war, nach jahrelanger Trennung dort weiterzumachen, wo man aufgehört hatte. Worte wie Emanzipation spielen dabei sicher eine kleine Rolle. „Die wahre Selbständigkeit der Frau“, wie es eine Gesprächspartnerin formulierte, „liegt in ihrer Fähigkeit, unter jeder Art von Unzumutbarkeit Kinder zu gebären und dafür zu sorgen, daß das Leben weitergeht – egal

auf welchen politischen Firtelfanz die Männer gerade wieder her-einfallen“. Nun, es gibt sicher auch andere Gebiete, wo Frauen ihre Selbständigkeit beweisen konnten und sie sind oft auch poli-tischer eingestellt als hier zugestanden wurde – aber hier soll kein Disput um die Frauenbewegungen stattfinden, sondern der Versuch gestattet sein, Geschichte aus der Sicht von Frauen zu betrachten, Fragestellungen zu formulieren und zum Nachden-ken anzuregen. Vieles mußte vom Zeitplan her unbearbeitet bleiben, doch hier könnte der/die Leser/in nachhaken und mit-helfen, den Informationsfluß auszubauen und damit die Arbeit des Stadtarchivs Dornbirn zu unterstützen.

### *1. Brot und Spiele?*

Kriegsende 1945 – alleine aus Dornbirn zählt man an die 840 Gefallene oder Vermißte, 3300 erlebten den Krieg in der Wehr-macht. Dann der Einmarsch der französischen Besatzer. Wo sind die Frauen? Jetzt lernen auch die Daheimgebliebenen den „Feind“ kennen, wenn sie nicht früher schon begonnen hatten, die Nationalsozialisten als ihre Feinde zu betrachten. Die domi-nanten Tagesthemen drehen sich um die Fragen der Lebensmit-telbeschaffung, die Hoffnung auf Heimkehrer und immer wieder



Dornbirn unter alliierter Kontrolle – das Rathaus im Mai 1945. (Abb. 1)

die Frage, wann das alles endlich vorbei sein wird. Das tägliche Bild: Fremde, Ausländer, Flüchtlinge, die „Nazis“, Ausgangssperre, Uninformiertheit, Angst, nocheinmal Hoffnung und Warten.

Doch gemeinsames Leid verbindet. Durch „Nachbarschaftshilfe“ gelingt es, günstige Gelegenheiten wahrzunehmen, um nicht zu verhungern. Auch die halbprovisorische Stadtverwaltung tut ihr bestes, um die Lebensmittelverteilung gerecht abzuwickeln. Es sind viele Mägen zu füllen: im Juni 1945 ist die Rede von 25.000 EW Dornbirns.<sup>1</sup> Aber auch die Nazis haben Hunger. Die Frau eines Brederis-Inhaftierten erzählte vom „Spießbrutenlauf“, der sie beim Einkaufen erwartete, vom Haß auf alles Deutsche. Sie muß sich immer und immer wieder hinten anstellen, muß sich sagen lassen, sie habe sich vorgedrängt. Angriff als Verteidigungsstrategie. Doch davon später.

Auch das Ausland hilft, mit Lebensmitteln, Kleidung, Kontakten... Die Kinderhilfsaktion organisiert Ausflüge für Kinder, wie zum Beispiel am 16. Juni 1946. An diesem Tag fahren 1030 Kinder mit 29 Begleitpersonen in die Schweiz. Verteilt auf vier Ortschaften und 17 Gruppen dürfen die Dornbirner Kinder sich von zuhause erholen. Die Einladung der Schweizer wollte alle protestantischen Kinder ohne Rücksicht auf Bedürftigkeit dabei haben, trotzdem wurden es nicht mehr als 71 – doch auch Kinder anderer Konfessionen waren willkommen. Dornbirn hatte zu dieser Zeit etwa 2800 Schüler. Diese Aktion betraf also etwa 35 % der schulbesuchenden Generation. Von Bedeutung war es für sie, zu wissen was man bei der Rückreise über die Grenze nach Österreich mitbringen durfte. Den Kindern gestattete man 500 g Lebensmittel, 1 Schachtel Saccharin, 1 Flasche Wein, 5 kg getragene Kleider, den Begleitpersonen: 20 Zigaretten oder 10 Stangen oder 5 Zigarren oder 1 Paket Tabak – sofern es sich um ein männliches Wesen handelte. Frauen als Begleitpersonen durften ausschließlich Zigaretten importieren(!).<sup>2</sup>

Auch die sogenannten Besatzer kamen aus dem Ausland und sie fühlten sich „sichtlich wohl“, wie mehrfach in Gesprächen bestätigt wurde. „Sie ließen es sich gut gehen“, zunächst auf Kosten der Einheimischen. Zwischen 1700 und 1800 Mann blieben in Dornbirn stationiert.<sup>3</sup> „Die Marokkaner waren die ersten, die gekommen sind, unheimliche Typen... Als die Marokkaner dann einmal weg waren, sind die Franzosen mit den Autos gekommen. Die sind brutal, einfach unheimlich, gefahren. Mit den Jeeps und Autos, und da sind auch ein paar Unfälle gewesen, an der Hauptstraße, im Graben“.

Wenn es gelang, Kontakt zu den Soldaten herzustellen, konnte man vielleicht hie und da Lebensmittel ergattern, wie Frau B. berichtete. „Die Marokkaner, die da in Fischbach gelagert haben... dort haben sie ihre Schafe gebraten, oder Schafböcke, am Abend am Feuer. Bis hinauf in ihre Gegend hätten sie das Lachen, Singen und Stampfen gehört ... Einer von ihnen, der Koch dort war, wollte seine Uniform gewaschen haben – so konnten sie mit Konservendosen, Brot versorgt werden, manchmal ein bißchen Kaffee“. Doch die Schafe der Umgebung, das Gemüse in den Gärten war dem willkürlichen Zugriff der „Sieger“ ausgeliefert.

Ausgeliefert war die Bevölkerung auch den Requirierungen auf dem Wohnungssektor. Die Franzosen gingen wenig rücksichtsvoll vor, wenn es darum ging, sich Quartiere zu schaffen. Die Wohnungsnot durch Flüchtlinge und Brandopfer ohnehin groß, erforderte die Beschlagnahme der Unterkünfte. Zunächst belagerte man die Schulen, die erst im August/September 1945 für den Schulbetrieb wieder zugänglich waren. Und man griff auf Wohnungen und Häuser ehemaliger oder nicht-ehemaliger „Nazis“ zurück. Diese mußten ihr Heim (das vielleicht auf ähnliche Weise in ihren Besitz gekommen war) innerhalb weniger Stunden verlassen, durften nur das Nötigste mitnehmen.

Besonders in den ersten Wochen ihrer Anwesenheit gab es bei der Zivilbevölkerung viele Beschwerden über die Franzosen und ihre Willkür. Aus den Akten der Stadtpolizei geht hervor, daß man später bemüht war, einiges wiedergutzumachen. Die Geschichte eines Fahrrades demonstriert jedoch die Aussichtslosigkeit mancher Aktionen. Im November 1947 überreichte das französische Wohnungsamt Dornbirn der Stadtpolizei ein Damenfahrrad (mangelhafter Zustand), das von einer französischen Ortsstreife im September 1945 von einer unbekanntenen Person beschlagnahmt worden war. Bis zum Herbst 1946 benutzten es französische Gendarmen. Nach Abrücken derselben – die österreichische Gendarmerie durfte sich nun bewaffnen – gelangte das Fahrrad in den Besitz von Leutnant Pootin, letztlich landete es auf dem Wohnungsamt. Jetzt begann die Suche nach dem/der rechtmäßigen BesitzerIn.

„Sie haben sich halt genommen, was sie gebraucht haben, um das Militär zu versorgen. Aber daran hat man sich dann schnell gewöhnt, daß die dazu gehören. Die sind ja ohnehin human gewesen. In Wien und dort, wo die Russen gekommen sind, haben die Leute ganz andere Dinge erlebt. Und ein bißchen ungut waren die Marokkaner, die Franzosen selber haben sich





Besatzungsalltag – die Telefonanlage im Postamt Dornbirn wird von französischen Armeeinghörigen kontrolliert. (Abb. 2)

dann schon soweit human verhalten...“, erzählt Frau R. Und die Wohnungssituation besserte sich in den folgenden Jahren. Im September 50 protestierten Frauen vor dem Rathaus in Feldkirch gegen die Beschlagnahme von Wohnungen durch die Franzosen und es hieß, daß in Dornbirn keine einzige Wohnung mehr besetzt sei.

Es gab Störaktionen, die gegen die Besatzer gerichtet waren. Die Akten der Stadtpolizei melden zum Beispiel im Juni 1947: In der Nacht von 9. Juni auf 10. Juni wurde ein mit französischen Bezeichnungen versehener Wegweiser am Freiheitsplatz (Retungsinsel) durch bis nun unbekannte Täter entfernt und in den Dorfbrunnen am Freiheitsplatz geworfen. Anlässe, sich der Zwangsbeglückung durch die Besatzer zu widersetzen gab es genug, auch wenn der Großteil der Bevölkerung nahezu machtlos ihre Lage ertragen mußten. Natürlich kam es auch zu sexuellen Belästigungen. Als Beispiel sei eine Notiz angeführt, die sich in den Polizeiakten findet. Im Dezember 1946 flüchtet sich eine Frau in die Oberdorfer Kirche, die zwei französischen Soldaten verfolgen sie auch dort noch. Der Geistliche versucht zu schlichten und wird mit der Waffe bedroht. Aber gegen grobe Übergriffe konnte doch einiges unternommen werden. Doch der Abzug

der Besatzungsmacht löste viele Probleme letztlich von alleine. 1953 verzichteten die Russen als erste auf die Bezahlung von Besatzungskosten, die anderen Alliierten folgten und die Franzosen reagierten mit starkem Truppenabzug.<sup>4</sup>

Noch war es nicht so weit. Zunächst mußte man sich mit der schwierigen Versorgungslage, dem brachliegenden öffentlichen Leben, dem Kampf gegen die „Schuldigen“ und den Denunziationen auseinandersetzen.

Die offizielle Linie der Versorgung lief über die Lebensmittelkartenaktion. Die Verteilung der Lebensmittel durch die Stadt wurde in den Gesprächen durchgehend als „gerecht“ bezeichnet. Man tat eben, was man konnte. Um alles mußte man sich vor den Geschäften, den Ausgabestellen in eine lange Warteschlange einreihen. Monatelang waren überhaupt nur Lebensmittelgeschäfte geöffnet, sonst konnte man „nichteinmal einen Nähfaden“ bekommen. Dann das Brot... „Das Brot war eine Katastrophe. Das beste hat noch der Spiegel gehabt. Aber die anderen... in der Mitte ein Loch ... haben es mit Kartoffeln gestreckt, ein Teigbatz“. Es wurden zwar Kontrollen durchgeführt, aber trotzdem gab es Beschwerden. Im Oktober 1950, zum Beispiel, wurden acht Bäckereien in Dornbirn kontrolliert. Bei dieser Brotbeschau stellte der Marktkommissär fest, daß Weißbrot untergewichtig verkauft wurde. Schwarzbrot nicht. Die beschlagnahmten Lebensmittel wurden wie üblich im Stadtspital abgeliefert.<sup>5</sup>

„Jeder, der 1945 und danach ein kleines Fleckerl Boden gehabt hat, der hat irgendetwas angebaut oder Tiere gehalten, Hennen, Ziegen, Schafe, Hasen“. Wichtig war der Besitz von tauschfähigen Gegenständen. Wer nichts zu tauschen hatte, mußte vielleicht betteln gehen. Frau R. erzählt von den vielen Menschen, die bis 1950 noch an die Tür des Bauernhofs kamen, in der Nacht. Andere „gingen hamstern“. Am Bahnhof Dornbirn kam es immer wieder zu Verhaftungen wegen „unerlaubter Obstausfuhr“. So zum Beispiel am 4. Oktober 1947, wo unter anderen drei Frauen aus Seefeld, zwei aus Westendorf, zwei aus Innsbruck ausgehoben wurden, die je zwischen 15 und 30 kg Äpfel bei sich hatten.<sup>6</sup> Oder es kam zu sogenannten „Feldfrüchtediebstählen“, die zum Teil mit Gefängnis und auf jeden Fall mit der Namensnennung im Gemeindeblatt geahndet wurden. Im August 1947 ertappte man einen Vater mit seinen drei Kindern beim Aufklauben und Ernten von Äpfeln und Kartoffeln – es kam zwar zu keiner Anzeige, weil die Menge dafür zu gering war, aber „wegen häufigeren Vorkommnissen dieser Art“ mußte

die Namensnennung erfolgen. Es handelte sich um ca. 3 kg Äpfel und 1 bis 2 kg Kartoffeln. Ein anderer, der sich nicht beherrschen konnte, landete für 24 Stunden im Gefängnis – im Gegenwert zu 2 kg Zwetschken, die er vom Boden aufgehoben hatte.

Die Verhältnisse förderten das Bedürfnis, so gut wie möglich selbstversorgend tätig zu werden und sie forderten manchen auch dazu auf, sich an dieser Situation zu bereichern. Der Schwarzhandel blühte, auch wenn man auf Verwaltungsebene davon nicht viel wissen wollte. Die Akten der Stadtpolizei zeichnen ein anderes Bild. Mitte Juni 1947 – ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel – wurde ein gut organisierter Schleichhandel mit Saccharin zwischen Dornbirn und Lustenau aufgedeckt. Bei einer Fahrt transportierte man zwischen 80 und 200 Stück Großpackungen im Wert bis zu 54.000,-. Eine Großpackung enthielt 4.250 Stück Tabletten. Ein früher datiertes Versteckspiel wurde Ende 1946 aufgedeckt, wo von 17 Beschuldigten zehn Frauen involviert waren.<sup>7</sup>

Dieser organisierte Handel funktionierte jeweils eine zeitlang unentdeckt. Manch einer dachte sich die Sache einfacher als sie war: in den Vorarlberger Nachrichten zu inserieren „suche Motorrad gegen Möbel“ ging dann doch etwas zu weit – es kam zur Anzeige aufgrund des Bedarfsdeckungsgesetzes.<sup>8</sup>

Wenn das Brot fehlt, dann muß man das Volk durch Spiele bei Laune halten“, um die Unzufriedenheit nicht zu groß werden zu lassen. Wie sah nun das öffentliche Leben in Dornbirn aus, nachdem die „Charmeure der Welt“ das Sagen hatten?

Zunächst reduzierte die Ausgangssperre das Nachtleben. „Nachts ist man freiwild gewesen... Man konnte froh sein, wenn sie nicht ins Haus hereingeschossen haben...“, doch das sei nicht lange so gegangen, dann mußten sich die Besatzer zurückhalten. Am Tag sah es etwas anders aus. Auf die Frage, wie es mit der Erlaubnis zum Kirchgang ausgesehen habe, erzählt Frau R. von einer neuntägigen Andacht, „da sind viele Leute raufgepilgert“. In der Kirche habe man keinerlei Einschränkungen gehabt. „Unter der Hitlerzeit hat man es eher noch unterbinden wollen. Da hat sich die Besatzung eher positiv ausgewirkt“.

Das Verbot über die Abhaltung öffentlicher Tanzveranstaltungen wurde erst mit 26. Dezember 1946 aufgehoben. Wollte jemand seine Hochzeitsfeier im Rahmen eines Tanzabends zelebrieren und wählte den Termin in der Advent- oder Fastenzeit, dann mußte er mit einer Ablehnung seines Ansuchens auch nach diesem Termin rechnen. So erhielt zum Beispiel ein Paar Ende Februar 1947 eine Absage, die auf dem Landesgesetz vom

14. November 1928 basierte, wonach diese kirchlichen Vorgaben geschützt wurden.

Noch Ende Juni 1946 sagte der Schubert-Bund Wien seine geplante Westtournee „wegen der Verhältnisse“ ab. Wenige Wochen später trafen sich Schuschnigg, Ravag-Direktor Prof. D. Henz und andere maßgebliche Persönlichkeiten anlässlich der Radiosendung „Musik und Sonnenschein“ in Dornbirn, auch Colonel Jung war anwesend. Bereits im Oktober dieses Jahres wurde die „Internationale Artisten-Parade“ genehmigt und die Dornbirner kamen Ende desselben Monats in den Genuß einer Feier zum 950. Geburtstag von Österreich, die im Schloßbräusaal stattfand.

Das Vereinsleben begann langsam von neuem zu pulsieren. Anfang Mai 1947 genehmigte man dem ARBÖ-Arbeiter-Radfahrerverein Dornbirn die Durchführung eines Rennens. In der dritten Gruppe starteten die Damen beim Gasthaus Krone im Hatlerdorf, dann ging es weiter bis zur Fabrik Wallenmahl, I. M. Fussenegger und retour. Und letztlich konnte ab 1949 die „Dornbirner Messe“ ihre Tore öffnen.<sup>9</sup>

Die Menschen lernen schnell sich an Gegebenheiten anzupassen und das Beste daraus zu machen. Was das öffentliche Leben betrifft, so lag das Interesse der Bevölkerung und das Interesse der Besatzer auf einer Linie.

Sehr bald schon, Mitte September 1945, stellte die französische Militärregierung die Gewerkschaftsfreiheit wieder her. Es kam zum Zusammenschluß der bereits existierenden Bezirksausschüsse zu einer Einheitsgewerkschaft.<sup>10</sup> Und wo sind die Frauen? Welche Rolle spielten sie nach Kriegsende in Politik und Wirtschaft?

Immerhin stellten Frauen die Mehrheit der Bevölkerung, einmal durch den Verlust der Männer durch die beiden Kriege und zum anderen aufgrund der höheren Lebenserwartung der Frau – so könnte man davon ausgehen, sie in entscheidenden Positionen häufiger anzutreffen als Männer. Doch wie man nur zu gut weiß, ist dem nicht so. Politik, Wirtschaft und Recht hielten die „Herren der Schöpfung“ – bis heute – fest in Händen.

Es gibt ein Verzeichnis aller in Dornbirn wohnhaften Landes- und Staatsbeamten zum Stichtag 2. Juni 1945. Es werden 346 Personen mit Name, Anschrift und Arbeitsbereich aufgelistet, wovon etwas weniger als 24 % weiblichen Geschlechts sind. Sieht man sich den Einsatzbereich der Frauen an, landet man immer wieder am Erziehungssektor. Mehr als die Hälfte der genannten Frauen, ca. 55% unterrichteten an den verschiedenen Schulty-

pen. Es findet sich keine der Genannten in höherer Position. Auf diesem Gebiet gibt es kaum Unterschiede zum Naziregime. Auch dort spielten Frauen in den offiziellen Funktionen untergeordnete bis gar keine Rollen wie später noch zu sehen sein wird.<sup>11</sup>

Das Österreichische Jahrbuch 1945–1946 zeigt, daß Frauen mit 65 % in der Textilindustrie, 54 % im Einzelhandel und 51 % in der Bekleidungsindustrie vertreten sind, in allen anderen Sparten liegt der Frauenanteil unter 50 %. Als Durchschnittswochenlohn bei 48 Stunden Arbeit tritt der noch heute gängige Unterschied der Bezahlung von Mann und Frau bei gleicher Tätigkeit hervor: Männer 55,83 und Frauen 46,16.<sup>12</sup>

Aus dem Wählerverzeichnis für die am 9. Oktober 1949 stattfindenden Nationalrats- und Landtagswahlen geht hervor, daß zum Beispiel im I. Bezirk Dornbirns 523 Personen wahlberechtigt sind, die dem Wahlraum „Bierhalle“, Franz-Michael-Felder-Straße 12 zugeordnet werden. 54 % davon sind Frauen. Aus den Berufsbezeichnungen der Liste wird ersichtlich, daß von diesen Frauen 68 % im Haushalt tätig sind, an die 16 % werden als Fabriks- und Hilfsarbeiterinnen geführt. Die Wahlvertrauensleute sind ausnahmslos männlich. Auch das Wahlergebnis im Bezirk Feldkirch – im Gemeindeblatt Dornbirn veröffentlicht – weist keine einzige Frau aus.

Wenn man sich die Mühe macht, das Adreßbuch der Stadt aus dem Jahr 1950 genau durchzusehen, dann findet man die untergeordnete Position der Frau in der Politik bestätigt, die Gendarmerie, die Rechtsprechung sind in männlicher Hand. Von den ca. 200 Bediensteten an den Schulen Dornbirns sind etwa 30 % Frauen. Im Stadtspital werden sieben Ärzte aufgelistet, keine Ärztin. Unter den elf praktischen und acht Fachärzten der Stadt findet sich einsam eine Kinderärztin. Dafür gibt es keinen Mann, der die Arbeit einer Hebamme machen würde. In Dornbirn arbeiten sieben Frauen in diesem Beruf.

Die ehemalige Vorsteherin des Hebammengremiums erzählte aus ihrem arbeitsreichen Leben. Sie hat an die 4000 Entbindungen in 47 Berufsjahren betreut. Urlaub kannte sie nicht, keinen Sonntag, keine durchgeschlafenen Nächte. Und die schwangeren Frauen?

„Eine Hebamme war eigentlich immer zur Stelle“, wenn man eine brauchte. Selbst in den belasteten Monaten nach Kriegsende. Schwieriger war es, die notwendigsten Medikamente zum gegebenen Zeitpunkt zur Verfügung zu haben. Die aufopfernde Einstellung der Hebammen hat vieles retten können. Zum Teil

gaben sie ihre Lebensmittelkarte an die Apotheke weiter, um an die Mittel heranzukommen.

In den Akten der Stadtpolizei Dornbirn finden sich häufig Meldungen, die im Zusammenhang mit Abtreibungen stehen. Ein Thema, das trotz öffentlicher Diskussion auch heute noch weitgehend tabuisiert ist. Seit 1975 gibt es die Fristenlösung. Davor wurden alle entdeckten Abtreibungsversuche bestraft. Die Notlage mancher Frau trieb sie in die Arme von „Pfuschern“, wie zum Beispiel Frau W., die im Juni 1947 tot aufgefunden wurde. Die Mutter dreier Kinder starb an dem mißglückten Abtreibungsversuch. Die später verhaftete „Engelmacherin“ hatte ihr Seifenlösung in die Scheide eingeführt.<sup>13</sup> Auch die interviewte Hebamme kennt einige solcher schrecklichen Vorkommnisse. Sie berichtet von einem Mann, der die hilfeschenden Frauen vor seinem Vandalenakt noch mißbrauchte, um dann viel Geld dafür zu verlangen, daß er mit seiner Tabakpfeife den Uterus zerstoche. Ein anderer benutzte eine Fahrradpumpe, um den Unterleib der Frau aufzupumpen.

So erschreckend diese Dinge sind, es gab sie. Jedoch findet sich kaum jemand, der an dieses heikle Thema herangehen würde, um die historischen Tatsachen aufzuklären. Auch die Empfängnisverhütung ist ein Geheimnis, das noch statistisch gelüftet werden könnte. Doch da können der Wissenschaft nur die Frauen selbst helfen – solche Aktennotizen finden sich nirgendwo.

Besser Bescheid weiß man über die Vorgänge bei den Versuchen, die österreichische Gesellschaft zu „entnazifizieren“. Darüber im nächsten Abschnitt.

## *2. Vom Nationalsozialismus oder von Ideologien, die keine sind?*

Der Mensch ist nicht zuerst politisch, sondern zuerst an der Deckung seiner Grundbedürfnisse interessiert, um sein Überleben zu sichern. Meinungen und Gefühle sind veränderbar, Hunger ist Hunger. Es stellt sich für jeden einzelnen die Frage, was er in Kauf nehmen kann, wenn er satt werden will. Die Notwendigkeit, sich mit äußeren Umständen zu arrangieren, hängt sehr eng mit den persönlichen Lebensumständen zusammen und auch mit dem Aktionsradius, innerhalb dessen jemand tätig werden kann. Es ist sehr viel über Schuld und Unschuld im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus geredet worden. Selten jedoch wurde der Frage nachgegangen, was der einzelne jeweils von der dahinterstehenden Ideologie gesehen hat, gewußt hat. Wie fand die

politische Meinungsbildung statt? Welche Bücher wurden dazu gelesen, zu welchen Informationen hatte man Zugang? Und welche persönlichen Ziele sah man durch die politische Linie in erreichbare Nähe gerückt?

Die Zahlen des Österreichischen Jahrbuches 1945/46 geben keine Auskunft über Informiertheit oder Uninformiertheit des „Statistikmaterials“, Ende 1945 waren in Wien 97.609 Personen als Nationalsozialisten registriert, die Zahl außerhalb der Hauptstadt noch unklar. Bis Ende 1945 wurden 146 hohe Staatsbeamte vom Dienst entzogen. Seit der „Befreiung“ konnten 65.834 Beamte nicht mehr in den Dienst übernommen werden, 83.207 wurden entlassen. Insgesamt also 149.041 Beamte von denen an die 16 % zu den Illegalen gezählt wurden. Das Volksgericht hatte bis zur Veröffentlichung der Statistik 8.549 Untersuchungen wegen Kriegsverbrechen eingeleitet. 10 Todesurteile waren gefällt. Und die Frauen?

Die Zahlen für kleinere regionale Räume sind schwer eruiert, was sich mit Aufhebung der Datensperre ändern wird. Der Versuch, den Frauenanteil für Dornbirn festzulegen war mit mühsamen Stunden des Zählens verbunden: die Listen der Registrierungen<sup>14</sup> erhielten mehrfach Nachträge, letztmals am 4. März 1947. Ohne Berücksichtigung der Streichungen aufgrund der bewilligten Streichungsanträge finden sich 2798 Personen in Dornbirn registriert. 723 Eintragungen betreffen Frauen, das sind an die 26 % der Dornbirner Registrierten.

Nach der ersten Liste lag der Frauenanteil ursprünglich etwas höher bei 29 %. Auf die Bezirke der Stadt verteilt waren 20 % im I. Bezirk, 5 % im II. Bezirk, 3 % im III. Bezirk, 1 % im IV. Bezirk zu finden. Die Nachträge betrafen in erster Linie männliche Nationalsozialisten.

Die Berufsstruktur der registrierten Frauen weist das gewohnte Bild auf: nahezu die Hälfte bezeichnen sich als „Hausfrau“ oder „im Haushalt tätig“, der berufstätige Rest verteilt sich mit 13 % auf den Handel, von Geschäftsfrau bis Verkäuferin, und 8 % auf den Büro- und Verwaltungsbereich usw. Bis September 1945 waren 25 Personen, davon sieben Frauen aus der öffentlichen Verwaltung entfernt.<sup>15</sup>

Wieviele dieser Frauen bekleideten nun eine Funktion innerhalb der nationalsozialistischen Organisation? Nach der Liste vom 17. Juni 1946, in der 621 Frauen zu finden sind, waren 9 % mit einer Funktion ausgestattet, 61 % Mitglieder der Partei, nahezu 14 % galten als „besonders gefährlich“. Ob die Funktionen auch tatsächlich ausgeübt wurden, ist nicht genau feststellbar. Die

Streichungsbegründungen enthalten oft den Hinweis, daß man zwar mit einer Funktion ausgestattet wurde, diese „aber nicht wahrgenommen“ hat.

In einem Bittbrief, den die Nichte einer ehemaligen Frauenschäftsleiterin eines Dornbirner Bezirks verfaßte, um die Entlassung ihrer Tante aus dem Anhaltelager Brederis zu beschleunigen, heißt es: „... sie organisierte die verschiedenen sozialen Dienste (Schneiderkurs für Frauen, Anleitung, wie man Hauschuhe macht, Pakete machen für Soldaten, Büchersammlung und Zigaretten für Soldaten usw.) – alles also harmlose Aktivitäten“. Außerdem seien von den vier Dornbirner Frauenschäftsleiterinnen, die inhaftiert waren, bereits zwei wieder entlassen. Der Brief wurde am 25. Oktober 1945 geschrieben. Außerdem befürwortete die Widerstandsbewegung die Enthäftungsanträge von ursprünglich „sehr gefährlichen“ Nationalsozialistinnen.<sup>16</sup>

Die Widerstandsbewegung – die eine Nachkriegsgründung ist und nicht mit einer Widerstandsbewegung gegen das nationalsozialistische Regime zu verwechseln ist – sah sich genötigt, im April 1946 bei den Franzosen zu intervenieren, weil beobachtet wurde, daß „französische Soldaten mit illegalen Nazifrauen beisammen seien“. Außerdem heißt es in einem Protokoll vom Februar des Jahres: „... um den organisierten Kampf in den Reihen der ehemaligen NS gegen die Mitglieder der österreichischen Freiheitsbewegung zu verhindern, müssen wir offene Augen halten und besonderes Augenmerk auf die Frauen der in den Anhaltelagern befindlichen Inhaftierten lenken, da es auffallend sei, wie oft und zahlreich dieselben zusammenkommen.

Über die Einschätzung der Gefahr, die angeblich von den „Nazifrauen“ ausging, ließe sich ein eigenes Buch schreiben. Es gibt eine Frauenstrafarbeitsliste vom 19. Jänner 1946, die politische Personenbeschreibungen enthält und einst beim Arbeitsamt aufgelegt worden war. Die von der Widerstandsbewegung zusammengestellte Liste sollte ein Behelf für den Arbeitsamtsleiter bei der Strafaktionsaktion sein und „ein Spiegelbild für diese strafwürdigen Nazifrauen, denn viele von diesen ... kommen zum Arbeitsamtsleiter und möchten sich von der Strafarbeit losreden mittels allerhand Vorwänden“. Erfasst waren 94 Frauen, sechs von ihnen sind als „gefürchtete Denunziantinnen“ hervorgehoben, nur weitere sechs schneiden mit der Beschreibung „harmlos“ noch relativ gut ab.

Der Charakter der sehr subjektiv abgefaßten Personenbeurteilungen zeigt sehr uneinheitliche Kriterien. Einmal heißt es: „... Tochter des Fabriksbesitzers X... Wie alle Fabriksbesitzers-



töchter aus gutem Ton eifrig nazistisch“ oder „ ... Tochter der Eheleute Y, wovon der Vater die Gefangenen nach Landeck half verschleppen. Beide Eltern in Haft, Tochter kann daher nicht anders sein“. Auf derselben Seite findet sich die Anmerkung: „... sie ist eifrig nationalsozialistisch, wie die ganze Familie und deshalb eher entschuldigbar“. Sehr oft erkennt man auch die Einstellung, daß Frauen und Töchter für das büßen oder mitbüßen sollten, was ihre Männer und Väter angerichtet haben. Andere Listen enthalten kurze Statements über die „Stimmung der Bevölkerung“ im Zusammenhang mit einer der Frauen.

Es kam sogar vor, daß die Frau eines Brederis-Häftlings, dem es gelungen war im Mai 1946 zu fliehen, selbst inhaftiert wurde „bis der Mann ermittelt ist“. Bevor jedoch überhaupt jemand inhaftiert werden konnte, mußten die NS-Leute erst einmal gefaßt werden. Dabei kam es auch zu „Unfällen“. Am 24. Mai 1945 wurde Emma S. von einem französischen Soldaten abends in ihrer Wohnung erschossen. Es gab mehrere Zeugen, unter anderen auch der Ehemann der Toten, der als Nationalsozialist bekannt war. Zwei Jahre später wurde der Fall nocheinmal aufgerollt und in der Rechtfertigungsschrift hieß es: „...bekanntlich wurde damals öfters davon gesprochen, daß sich noch SS-Leute zu jener Zeit im Gebirge versteckt halten“.<sup>17</sup>

Die Erfassungsarbeit der Zuständigen lebte auch von den Anzeigen und Denunziationen, die aus der Bevölkerung kamen. Veränderungen der Lebensumstände erforderten zudem immer wieder politische Gutachten, die mithalfen, das Netz enger zu schließen. Manchmal sehen die Anfragen über die politische Vergangenheit in den Akten aber etwas dubios aus: im Jänner 1947 versuchte man einem Musikkritiker „am Zeug zu flicken“. „Seine Kritiken werden in Bregenz zum Teil als ungerechtfertigt empfunden und als Störung des dortigen musikalischen Lebens betrachtet“.<sup>18</sup>

Manch einer versuchte sich von vorneherein vor Anschuldigen zu schützen, indem er Beweisunterlagen zusammenstellte und der Stadtpolizei vorlegte. So zum Beispiel ein Fabriksbesitzer, der unabhängig vom Polizeirapport einen Schriftsatz mit einer großen Zahl von Beilagen überreichte, die seine politische Unbelastetheit beweisen sollten. Die Notiz dazu in den Polizeiakten: „Im Allgemeinen, dürften Personen, die sich zur Sammlung einer solchen Zahl von Erklärungen und Bestätigungen veranlaßt sehen, mit besonderer Genauigkeit zu überprüfen sein.“ (Juli 1945).

Die Widerstandsbewegung, die zum Teil personell mit den neu errichteten Gemeinde- und Stadtverwaltungen identisch war, hatte Ende 1945 an die 1.400 Mitglieder und befaßte sich zu diesem Zeitpunkt mit ca. 8000 politischen Gutachten.<sup>19</sup> Sie versuchte auch die Klagen über das Ausländerproblem an die zuständigen Stellen zu tragen. Im März 1946 heißt es in einem der Protokolle, daß viele Nazis noch da seien, die mit Gefolgschaft angerückt waren. Ausdrücklich von den Klagen ausgenommen waren die Zwangsdeportierten, die zum Großteil schon weggezogen seien und ohne jegliche Habe nach Dornbirn gekommen waren. Die große Wohnungsnot zwang die Stadtverwaltung zu strengen Maßnahmen, um die Bevölkerungsbewegung unter Kontrolle zu halten.

### *3. Die Fremden*

Die schwierige Lage in den ersten Jahren nach dem Krieg, wo die Stadtverwaltung mit der Organisation der Versorgung der Bevölkerung und der Verwaltung des potentiellen Wohnraumes stark beansprucht war, brachte manche sozialen Härten zum Vorschein. Im November 1945 stellte ein Ehepaar aus der CSSR, beide über 60 Jahre alt, ein Ansuchen um die Zuzugsgenehmigung nach Dornbirn. Sie mußten infolge der Maßnahmen der tschechischen Regierung ihre Heimat verlassen. Ein Dornbirner erklärte sich bereit, für die beiden zu sorgen und sie in seiner Wohnung aufzunehmen – das Ansuchen wurde abgelehnt, weil es sich um „keinen dringenden Fall“ handelte.<sup>20</sup>

Im Oktober 1946 darf eine Reichsdeutsche, die die Braut eines Dornbirners war, sich in der Stadt niederlassen. Im Jänner des folgenden Jahres wird das Ansuchen einer Südtirolerin abgelehnt, die ihre Mutter zu sich holen wollte – Wohnung und Arbeitsstelle waren der Frau bereits zugesagt – weil „diese nie in Dornbirn wohnhaft war und in Deutschland in Aufenthalt ist ...“ Im Mai 1947 wird der Zuzug der Eltern einer ausländischen Frau ebenfalls abgelehnt – wegen der großen Wohnungsknappheit und der andauernd ernsten Versorgungslage in Vorarlberg.

Hatte jemand das Glück, einen der Mangelberufe ausüben zu können, dann war man gerne bereit, solche Ansuchen um Zuzug zu genehmigen. Hausgehilfinnen, Schneider oder Ringspinnerinnen, zum Beispiel, waren gesucht. Doch wie hätten all die Raumprobleme, mit denen nicht nur die Stadt Dornbirn zu kämpfen hatte, gelöst werden können, wenn die annähernd 10.000 Gefan-

genen und Fremdarbeiter zu Kriegsende nicht so schnell wie möglich außer Landes gebracht worden wären. Der Schweizer Konsul Bitz hat sich in diesem Zusammenhang sehr verdient gemacht.

Wieviele „Fremde“ sich tatsächlich im Land und in der Stadt Dornbirn aufgehalten haben, läßt sich nur schwer feststellen. Es finden sich im Stadtarchiv zwar zahlreiche Namenslisten, doch bei genauerem Hinsehen fallen die Wiederholungen und die Unvollständigkeit in den Statistiken auf. Und wieviele Frauen waren hier, die man als Ausländerin bezeichnete?

Die Franzosen versuchten, die Zahl der in Dornbirn lebenden Ukrainer zu erfassen. Sie listeten 432 Personen auf, wovon 49 % Frauen waren. 64 % der Frauen wollten das Land nicht mehr verlassen, „weil sie eine Verhaftung befürchteten“. Von allen erfaßten Männern wollten nur zwei wieder zurück. Von den Frauen die hierbleiben wollten, lebten zum Zeitpunkt der Erfassung mehr als die Hälfte in Sammellagern wie Schwefel, Schattau, Weppach usw. etwas weniger als 15 % im ehemaligen Mädchenheim der Firma F. M. Hämmerle, in der Bergstraße 29, der Rest war privat untergebracht. Was geschah mit denen, die nicht zurückwollten – sie sind nicht alle hiergeblieben? Und wo befanden sich die Ausländerlager in Dornbirn und Umgebung?

Hie und da finden sich in den Akten der Stadtpolizei, des Meldedamtes, konkretere Angaben zur ausländischen Bevölkerung: – 22. November 1945: 63 Italiener, davon 29 Frauen, 33 Staatenlose, davon 16 Frauen, 88 Jugoslawen, davon 35 Frauen, ohne geschlechtsspezifische Unterscheidung werden 233 Galizier, 42 Polen, 74 Tschechen, 27 Lettländer, 68 Ungarn genannt. – 7. Dezember 1945: Aus einer Meldung an die BH-Feldkirch geht hervor, daß sich zu diesem Zeitpunkt noch 801 Reichsdeutsche, 52 Sudetendeutsche und 111 Volksdeutsche in der Stadt befinden, aber daß es sich um Schätzungen handeln würde. – 19. Jänner 1946: Insgesamt sind 1517 Ausländer hier. Den Löwenanteil machen 801 Reichsdeutsche aus, 102 Jugoslawen, 149 Russen, Ukrainer, Galizier. Zudem sind 2006 Südtiroler anwesend. Jedenfalls „waren es ein ganzer Haufen“, wie Frau R. kurz dokumentierte.

Und die Flüchtlinge? Es waren „viele Wiener, viele Innerösterreicher da. Nachher sind sie dann alle wieder zurückgegangen, wie es wieder normaler geworden ist“. Im Juli 1945 organisierte man den Rücktransport von Kindern und Jugendlichen aus Wien und Umgebung, die durch RAD, Kriegshilfsdienst, Schülergemeinschaften, einzeln oder in Begleitung Erwachsener nach

Dornbirn gekommen waren. Der Aufruf über den Rundfunk brachte 202 Kinder und Jugendliche sowie 214 Begleitpersonen zusammen. Von den Kindern kamen 99 aus Privatquartieren, 17 aus dem Kindererholungsheim Ebnit und 86 aus dem Flüchtlingsheim Waisenhaus-Haselstauden.

Im September desselben Jahres lebten im Flüchtlingsheim Haselstauden immer noch 151 Personen, die auf den Rücktransport warteten: 29 Frauen und Mädchen aus Wien und 75 aus Niederösterreich.<sup>21</sup>

Viele Fragen bleiben offen, gerade im Zusammenhang mit den zwangsverschleppten Ausländern, über ihre Behandlung, ihr weiteres Verbleiben, ihre Kinder. Was geschah mit den „germanisierten“ Kindern dieser Frauen und welche Erinnerungen nahmen sie aus Dornbirn mit, als sie die Stadt verließen? Gibt es heute noch Kontakte?

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> StaPo (Akten der Stadtpolizei im Stadtarchiv Dornbirn).

<sup>2</sup> Sozialamt (Kinderverschickung)/Akten im StAD.

<sup>3</sup> Winkel, Herwig: Die Volks- und Hauptschulen Vorarlbergs in der Zeit des Nationalsozialismus, Dornbirn 1988, S. 164.

<sup>4</sup> Ilg, Lebenserinnerungen, 1985, S. 75.

<sup>5</sup> Stohs/Schlachthaus-Ordner, Brief vom 19. 10. 1950 an Bürgermeister Moosbrugger.

<sup>6</sup> StaPo.

<sup>7</sup> StaPo. Politische Gutachten.

<sup>8</sup> V. N. vom 2. 9. 1947, Meldung StaPo vom 11. 11. 1947.

<sup>9</sup> StaPo.

<sup>10</sup> Greussing, Kurt (Hrsg.): Im Prinzip: Hoffnung. Arbeiterbewegung in Vorarlberg 1870–1946, Bregenz 1984, S. 352.

<sup>11</sup> StaPo.

<sup>12</sup> ÖJB, S. 31, 48, 55.

<sup>13</sup> StaPo.

<sup>14</sup> Registrierungslisten im Stadtarchiv Dornbirn.

<sup>15</sup> Auflistung StaPo.

<sup>16</sup> Protokolle der Widerstandsbewegung/StAD.

<sup>17</sup> StaPo.

<sup>18</sup> StaPo, politische Gutachten.

<sup>19</sup> Greussing, S. 343.

<sup>20</sup> StaPo.

<sup>21</sup> StaPo, Meldeamt.



## Fraternisierung 1945

Die Truppen der Ersten französischen Armee, die Anfang Mai 1945 vom Norden her kommend Vorarlberg befreiten, kannten – obwohl sie unter den Direktiven des *Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Forces* standen – kein Fraternisierungsverbot<sup>1</sup> wie etwa die Amerikaner, die zum selben Zeitpunkt in Tirol einmarschierten. Ein Beobachter des amerikanischen Nachrichtendienstes notierte, in Vorarlberg sei deshalb alles viel normaler und die französischen Soldaten machten einen guten Eindruck.<sup>2</sup> Für die Franzosen galt Österreich als Freundesland,<sup>3</sup> und ihre Soldaten führten sich dementsprechend auf.

Die Amerikaner hingegen machten keinen Unterschied zwischen Österreichern und Deutschen, und die „schmerzliche Wahrnehmung der Österreicher, daß die amerikanischen Behörden sie als besiegte und nicht als befreite Nation ansehen,“ war lange Zeit Grund zur Klage.<sup>4</sup> Trotz dieser Probleme scheinen sich die Beziehungen zwischen den Besatzern und weiten Teilen der Bevölkerung überwiegend gut entwickelt zu haben. Die amerikanischen Truppen hielten sich immer weniger an das „Fraternisierungs-Verbot“, das zivile Kontakte mit den Besiegten unterbinden sollte: es gab – in den Worten eines GIs – „a lot of fraternizing material“.<sup>5</sup>

Die Tatsache, daß die französische Militärregierung in Österreich ein Freundesland sah und gesellschaftliche Kontakte bzw. Beziehungen der Truppe nicht unterband, bedeutet natürlich nicht, daß die Armee – wie jede Armee! – nicht zuerst in Sicherheitskategorien dachte. Zu einer Zeit, als tatsächlich noch bewaffnete SS-Banden umherstreiften<sup>6</sup> und Anschläge in Werwolf-Manier befürchtet werden mußten,<sup>7</sup> wurden selbstverständlich Beschränkungen der Bewegungsfreiheit, vor allem eine nächtliche Ausgangssperre – zunächst in der Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang – verhängt, deren Einhaltung auch strikt überwacht wurde.<sup>8</sup> Nachdem man sich allerdings von der „im allgemeinen korrekten Haltung der Bevölkerung“ überzeugt hatte und „um die Rückkehr zu einem normalen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben zu erleichtern“, wurde ab 1. Oktober 1945 die Sperre auf die Zeit zwischen 0 Uhr 30 und 5 Uhr früh beschränkt,<sup>9</sup> am Heiligen Abend und zu Silvester wurde sie ausgesetzt.<sup>10</sup> Mit 10. Februar 1946 wurde sie schließlich

ganz aufgehoben,<sup>11</sup> was von der Bevölkerung als „Vertrauensbeweis“ interpretiert und von den „nächtlichen Spaziergängern lebhaft begrüßt“ wurde.<sup>12</sup>

Der Großteil der französischen Truppen in Vorarlberg bestand aus Einheiten mit farbigen Soldaten: neben Teilen der 5. Panzerdivision unter General Schlessler und anderen Kräften war die gesamte 4. Marokkanische Gebirgsdivision unter General de Hesdin am Einmarsch in Vorarlberg beteiligt. Diese Division stellte dann auch im Sommer 1945 das wichtigste Element der Besatzungstruppen. Diese waren überall „mit Sympathie und Wärme begrüßt“ worden.<sup>13</sup> Sehr bald konnten auch „Verbindungen zwischen der weiblichen Bevölkerung und den Besatzungstruppen festgestellt werden“; dabei scheinen gerade diese Farbigen „das Objekt einer gewissen Vorliebe“ gewesen zu sein.<sup>14</sup>

Zum einen waren die einheimischen Frauen oft mehr als fünf Jahre von ihren Männern, Verlobten und Freunden getrennt gewesen, zum anderen hatten etliche Jahrgänge der heranwachsenden weiblichen Jugend nicht einmal einen normalen Kontakt zu jungen Männern pflegen können, da diese in die Wehrmacht eingezogen worden waren und sich auch jetzt, nach Ende der Kampfhandlungen, (bis auf wenige Ausnahmen) nicht zu Hause,



Erste Kontaktaufnahme: Die französischen Soldaten zeigen sich großzügig. Für Kinder gibt es meist Kekse und Schokolade; hier sind es allerdings Zigaretten. (Abb. 1)



Der Dornbirner Marktplatz am 2. Mai 1945: Man begegnet den Siegern mit Unsicherheit, Neugier, Skepsis; auf den wenigsten Gesichtern zeigt sich unverhohlene Freude. (Abb. 2. oben, und Abb. 3)





sondern in Kriegsgefangenschaft befanden. Jetzt gab es wieder junge Männer im Land, und etliche Frauen und Mädchen begannen freundschaftliche und auch „galante“ Beziehungen; darüber gäbe es auch weiter kein Wort zu verlieren. Aber unter den Bedingungen des Jahres 1945 spielte noch eine Reihe von Motiven bei dieser „Fraternisierung“ mit, die nicht unbeachtet bleiben sollten.

Kontakt mit Besatzungssoldaten verhiess einmal materielle Vorteile. Das Bild des amerikanischen GI, der seine blonde, deutsche Freundin – bevorzugt dargestellt von Marlene Dietrich – mit Kaffee und Nylonstrümpfen beschenkt, ist durch etliche Filme ja geradezu zum Topos geworden. Das traf bis zu einem gewissen Grad natürlich auch auf die französischen Soldaten zu; auch wenn ihre Geschenke vielleicht nicht Nylonstrümpfe waren, die Soldaten verfügten über Nahrungsmittel und andere Luxusgegenstände, von der die Zivilbevölkerung nur träumen konnte. In Vorarlberg herrschte 1945/46 Mangel an allem, ja bitterer Hunger;<sup>15</sup> die Soldaten und Offiziere – sie waren in dieser Hinsicht nicht sehr diszipliniert – konnten es sich auch leisten, Produkte aus der lokalen Produktion zu requirieren. Ein besonders bevorzugter Ort solcher Übergriffe waren die abgelegenen Almten, und die Soldaten requirierten nicht immer für sich selbst; es gab auch Fälle, wo etwa von den Franzosen jene Butter, die sie sich gerade widerrechtlich angeeignet hatten, „teilweise Frauen, die auf diese Alpen kommen, ausgefolgt“ wurde.<sup>16</sup>

Materielles Vermögen konnte aber nicht nur eingesetzt werden, um eine geliebte Person zu beschenken, man konnte sich auch „Leistungen“ erkaufen; das galt allerdings für einheimische Männer genauso wie für die Besatzungstruppen. Wie etwa Abg. Jakob Bertsch (SPÖ) im Vorarlberger Landtag ausführte, war „mancher und manche schon [...] in jungen Jahren einen falschen Weg gegangen, manche Tat wird gesetzt, weil man ein Angebot bekommt, *um essen zu können*“.<sup>17</sup> Auch das ein Aspekt der Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft.

Kontakt mit Angehörigen der Besatzungsmacht war darüber hinaus noch für eine ganz besondere Personengruppe attraktiv: Nationalsozialisten, die die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Umgangs mit den Besatzern hatten, versuchten auf jede nur denkbare Art, sich bei den Franzosen anzubiedern:

„Die Nazimädchen und Frauen sieht man auf jeder Unterhaltung. Man sieht sie in später Nacht auf den Straßen und hinter den Büschen mit französ. Soldaten. Dabei machen sie für ihre

Person Propaganda, wo sie können. Es sind ja die Nazis, die es notwendig haben, sich mit den Franzosen gut zu stellen, um dem kommenden Gericht über sie zu entgehen“.<sup>18</sup>

Dahinter stand also auch in vielen Fällen die Taktik, über die Frau oder die Töchter die Sympathien der Besatzungsmacht – oder zumindest einzelner, wichtiger Angehöriger – zu gewinnen. Der Tiroler Landeshauptmann, Karl Gruber, drückte dieses Phänomen in seiner Art folgendermaßen aus: er versicherte den Besatzungsbehörden „es gäbe bei uns keine Werwölfe, sondern höchstens ‘Werkatzen’. Diese seien aber mit den Mitteln des CIC [des amerikanischen *Counter Intelligence Corps*] nicht zu fangen.“<sup>19</sup>

Einige weitere Aspekte, die in diesen Beziehungen auch eine Rolle gespielt haben könnten, seien nur angedeutet: die Faszination des Siegers, die Exotik des Fremden, die Rebellion gegenüber den über Jahre hinweg eingehämmerten NS-Rasselehren ... Dies alles gehört allerdings mehr in den Bereich der Psychologie und läßt sich mit historischen Methoden aus den vorliegenden Quellen nicht genauer belegen.

Im September 1945 wurde die 4. Marokkanerdivision abgezogen und durch die 27. Gebirgsdivision unter General Molle abgelöst<sup>20</sup> – einer Einheit, die aus Truppen des französischen Widerstandes aus dem Raum Grenoble hervorgegangen war. Schon Ende Juli hatte die zuständige Direktion im französischen Außenministerium den Minister auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß die Anwesenheit von farbigen Truppen in Österreich bei der Bevölkerung zunehmend auf Vorbehalte stoße.<sup>21</sup> Dabei, so hieß es in diesem Bericht

„handelt es sich nicht um einen Vorbehalt oder um Ängste, die auf handfesten Tatsachen beruhen. Die Disziplin der farbigen Truppen scheint in Österreich nicht besonders negativ beurteilt zu werden. Es handelt sich dabei vielmehr um eine Art psychologisches Vorurteil, dem man mit keinerlei Propaganda entgegenwirken kann.“

Wie den Berichten des französischen Nachrichtendienstes zu entnehmen ist, gab es bei der Bevölkerung generell „Ablehnung“, „schlechte Laune“, ja z. T. massive Repressalien gegen Frauen, die „galante Beziehungen“ mit Franzosen unterhielten.<sup>22</sup> Das änderte sich auch nicht, als die farbigen durch weiße Soldaten aus Frankreich abgelöst worden waren. So erhielten etwa Einhei-

mische, die in französischen Haushalten arbeiteten, anonyme Drohbriefe; Mädchen, die mit Franzosen verlobt waren, wurden in aller Öffentlichkeit beschimpft (St. Gallenkirch); anderen versuchte man gar, das Kopfhaar abzuschneiden (u. a. in Nofels) usw.: letzteres sollte wohl die in Frankreich nach der Befreiung



Die französische Patrouille (hier im Ebnit) ist auch schon einen Schnappschuß wert ... (Abb. 4)

„klassisch“ gewordene „Bestrafung“ der *collaboration horizontale* imitieren.<sup>23</sup> Eine weitere „Auseinandersetzung“ mit der Fraternisierung fand in Form von anonymen, aber öffentlich angeschlagenen Gedichten statt, in denen u. U. auch Namen genannt wurden. So etwa in folgender

„Bekanntmachung:

Diese Bekanntmachung konnte wegen Mangel an Drucker­schwärze und Papier im Gemeindeblatt nicht veröffentlicht werden.

Wo auch nur Mohamed heute Abend spät,  
im Dunkel auf die Wege geht.  
Um ein paar Ränke einen Zaun,  
tut einen Pfiff man hört es kaum,  
schon steht die (... ..) da,  
das hätte ja gut geklappt hurra.  
Hennenfrisur hat sie heut und Stöckelschuh,  
das gehört sich natürlich auf ein Randiwuh.

Was nun geschah  
und niemand sah  
will ich lieber verschweigen,  
es könnte sie noch eine darum beneiden.  
Sie gaben sich dann zum spazieren den Arm,  
es hält sicher so viel besser warm.  
Verschwunden sind sie zu zweit dann im dunkel,  
von weiteren Taten hört man so allerlei Gemunkel  
drum (...) raten wir bleib lieber daheim,  
denn solche Fliegen wie Du, gehen bald auf den Leim.

Auch im Oberdorf gibt es solche Nummern,  
die Nachts wenig in ihrem Bette schlummern.  
Sie warten mit heisser Begier,  
bis einer sagt: 'Du nix prominier?(\*)  
Gehen bekanntlich auch gerne tanzen,  
lassen Kind und Kegel zu Hause schwanzen,  
Kommen heim mit Karussel  
finden kaum noch in's Bettgestell.  
Glauben dazu es hat mich niemand gesehen,  
drum kann ich morgen in den gleichen *Puff* gehen.  
Frau (...), (...), Frau (...) schlagen bekanntlich die  
Rekorde,  
es gibt aber noch mehr von dieser Sorte.  
Auch (...) ich sage dir's nur still in die Ohren,  
hat Vorliebe für halbe Mohren.

Und jetzt kommt Numero drei,  
das sind die (...) zwei.  
Sie sind ganz verrückt wenn ein Marock  
sie in eine Ecke zieht am Rock,  
zu ihr sagen: 'Du viel prima,  
ich dich heiraten schöne (...)ina.(\*)  
Irgendwo in der Nachbarschaft,  
wohnen vier Fräulein (...)aft.  
Werden auch (...) genannt  
sind wohl schon im ganzen Dorfe bekannt.  
Lassen die Mutter flicken die Strümpfe  
und glätten des Vaters Hosenrümpfe  
sind zu finden auf Tanz und Ball  
auch dort wo Marokkaner sind überall.

Und haben wir nun eine vergessen zu nennen,  
muß sie ja doch beim letzten Gericht Farbe bekennen.<sup>424</sup>

Die Besatzungsbehörden pflegten in solchen Fällen energisch zu reagieren; so auch hier.<sup>25</sup> Diese „Bekanntmachung“ war am 4. September 1945 in Höchst aufgetaucht. Die Ortskommandantur wies die Gendarmerie an, die Täter auszuforschen. Da die Untersuchung bis zum nächsten Morgen erfolglos blieb, waren 50 Männer im Alter von 15 bis 25 Jahren zu stellen, die dann unter Bewachung zur Strafarbeit angehalten wurden! Auch die Sperrstunde wurde um 2 Stunden verlängert. Die Franzosen drohten mit weiteren Sanktionen; auch die

„Aufklärungen von Seite (sic) des Gendarmeriepostens, daß sich der Inhalt der Bekanntmachung nicht gegen die Besatzungstruppe richtet, sondern gegen einheimische Frauen und Mädchen, *und diese Art Veröffentlichungen (sic) mehr oder weniger üblich seien*, fanden kein Gehör.“<sup>26</sup>

Auch am nächsten Tag waren wieder 50 Männer zu stellen; dadurch gab es nun erste Schwierigkeiten bei der Ernteeinbringung. Der Druck wirkte: gegen Mittag meldete sich die Urheberin des Pamphlets, ein siebzehnjähriges Mädchen, die ihren Streich folgendermaßen rechtfertigte:

„Es wird im Dorfe schon seit längerer Zeit darüber gesprochen, daß sich Höchster Frauen und Mädchen zuviel mit Marokkanern abgeben und dies den Ruf der hiesigen Frauen ganz allgemein grob schade (sic). (...) sah an einer Telefonstange einen handgeschriebenen gewöhnlichen Zettel angeschlagen, auf dem zwei Höchster Mädchen als Marokkanerliebchen bezeichnet waren. Ich dachte mir dazumal, dies könne man noch etwas besser machen und ging gleich daran, eine Bekanntmachung in Versform zu verfassen. (...) Es lag mir vollkommen ferne, die franz. Soldaten oder Marokkaner zu beleidigen. Ich wollte mit dieser Bekanntmachung nur erreichen, daß die Öffentlichkeit auf das unschöne Verhalten gewisser Frauen und Mädchen aufmerksam gemacht werde.“

Sie wurde dem französischen Ortskommandanten übergeben, der sie bis acht Uhr abends vor der Kommandantur „in Habtachtstellung abwechselnd mit dem Gesicht zur Wand und zur Straße Pranger stehen“ ließ. Am nächsten Morgen wiederholte sich das Schauspiel und um 12 Uhr „soll sie mit einem Fußtritt entlassen worden sein“.

Handelte es in solchen und ähnlichen Fällen um „Dummejun-

gen-“ bzw. „Dumm mädchenstreich e“,<sup>27</sup> bei denen moralisierenden Eifer, mehr oder weniger verdeckter Rassismus,<sup>28</sup> manchmal vielleicht auch Eifersucht<sup>29</sup> eine Rolle spielten, so scheint die Fraternalisierung einheimischer Frauen und Mädchen besonders bei den von der Front heimgekehrten oder – ab Herbst 1945 – aus Kriegsgefangenschaft entlassenen Soldaten<sup>30</sup> auf große Ablehnung gestoßen zu sein. Dabei waren nicht alle so zurückhaltend, nur für sich zu denken: „So wie diese Mädchen sich den Franzosen am ersten Tag an den Hals geworfen haben, das wäre nun wirklich nicht nötig gewesen!“ Es sollte allerdings auch nicht vergessen werden, daß möglicherweise gerade jene Männer, die keine Nationalsozialisten waren und die also in ihrem eigenen Verständnis nicht für den „Führer“ gekämpft hatten, ihr Durchhaltevermögen aus einem idealen bis idealisierten Bild von Heimat und Familie bezogen hatten; dieses Bild wurde nun in etlichen Fällen auf eine harte Probe gestellt.

Bei Soldaten, die über Monate, ja Jahre von ihren Frauen und Töchtern getrennt waren und sich in der Gefangenschaft Sorgen gemacht hatten, rief die Fraternalisierung unter Umständen blanken Haß hervor. Dabei brachen dann auch machistische, reaktionäre, rassistische und nationalsozialistische Stereotype durch, wie etwa folgendes maschinengeschriebene und im Durchschlagsverfahren hergestellte Gedicht zeigt, das im Februar 1946 in der Nacht an verschiedenen Stellen in Dornbirn angebracht worden war:

„HEIMKEHRER!

Zu Tode erschöpft nach langen Wochen  
kommen wir Landser durch die Strassen gekrochen,  
die Füße sind wund, die Frage im Ohr:  
wie finden wir unsere Heimat vor?  
Auf das Schlimmste gefasst waren wir lange schon,  
doch bei diesem Anblick versagt uns der Ton!

Mit Fremden hurt so manche österreichische Frau  
auf das Schamloseste, wir wissens genau!  
Man sieht sie zu zweien, zu dreien gehn,  
man sieht sie an jeder Hausecke stehen,  
ein freches Lachen dann noch im Gesicht:  
‘ihr österreichischen Frauen: schämt ihr euch nicht?’(‘)

Vor dem armen Soldaten ohne Arm und Bein,  
lauft ihr schon ganz gleichgültig vorbei.

Sie haben Kaffee, keinen Zucker  
dafür hat der Fremde Zigaretten und Butter!  
Wenn er bringt die Schokolade herbei,  
dann ist euch sogar die Hautfarbe einerlei!  
Fünf Jahre brauchten sie, um den deutschen Soldaten  
zu besiegen,  
so manche österreichische Frau kann er in fünf Minuten  
kriegen!

Hier wirft sie sich weg, tritt die Ehre mit Füßen,  
denn das merkt: wie ihr die Heimat entstellt,  
danach richtet sich das Urteil der ganzen Welt.  
Ihr zerrt uns alle, das wisst ihr genau,  
in den Schmutz, auch die anständigste österreichische  
Frau!

Aber wartet, es kommen noch Zeiten, wo eu(ch) sogar  
die Neger was pfeifen.

Zum Schluß wünschen wir euch grosses Vergnügen,  
auf dass euch bald die Russen kriegen.  
Dann seid ihr von diesen Zeiten belehrt,  
Im Leben aber von keinem mehr begehrt.  
Eine namentliche Liste von diesen Frauen wird noch zusammen-  
gestellt und nach einiger Zeit erscheinen.<sup>631</sup>

Möglicherweise ist dahinter weniger der aus einer persönlichen  
Tragödie erwachsene Haß als vielmehr der gezielte Versuch  
nationalsozialistischer Kreise zu sehen, im Trüben zu fischen und  
die Bevölkerung gegen die Besatzung aufzuhetzen. Die entspre-  
chende Stimmung war in der Bevölkerung ja vorhanden.  
Für jene Frauen, bei denen die „galanten Beziehungen“ vorher-  
sehbar Folgen gehabt hatten, gab es – wie der damalige Chef  
der Militärregierung für Vorarlberg, Oberst Henri Jung, berich-  
tet – eine besondere Aktion: „um zu verhindern, daß sich, beson-  
ders bei der Heimkehr der Gefangenen, Familiendramen  
abspielten“,<sup>32</sup> wurde in Riedenburg die Möglichkeit geschaffen,  
„etwas diskret“ zu entbinden. Viele Frauen nahmen diese Hilfe  
in Anspruch; von April bis August 1946 gab es hier insgesamt 79  
Entbindungen.<sup>33</sup> Die jungen Mütter, die das Kind behalten woll-  
ten, wurden bei ihrer Entlassung mit einer kompletten Säuglings-  
ausstattung versorgt; „wenn ernste Gründe sie dazu zwangen, das  
Kind zu verlassen“, wurde der Säugling in einer besonderen Kin-

derstation der Militärregierung (!) betreut; nachdem immer mehr Neugeborene dieser Institution anvertraut wurden, begann man, sie zur Adoption in Frankreich freizugeben, wo sie „Ehen ohne Kinder oder Familien, die ihre Kinder im Krieg verloren hatten, glücklich machen konnten“.<sup>34</sup> Auch in Natters (Tirol) gab es übrigens ein Säuglingsheim, in dem für solche Kinder gesorgt werden konnte.<sup>35</sup>

Frauen mit unehelichen Kindern wurden gesellschaftlich ausgegrenzt und diskriminiert. Noch mehr als heute wurden die Folgen einer nicht-ehelichen sexuellen Beziehung ausschließlich ihnen angelastet. Für Frauen, die gar einen „Mischling“ zur Welt gebracht hatten (ein Terminus, der auch heute noch zu hören ist!), war die Stigmatisierung noch stärker. Hier wandelte sich nicht selten galantes Spiel zur bitteren Tragödie.

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Vgl. dazu etwa Office of Strategic Services (OSS), Subject: Austria, Political Situation in Vorarlberg, Confidential/Control; zit. n. Oliver Rathkolb (Hrsg.), Gesellschaft und Politik am Beginn der Zweiten Republik. Vertrauliche Berichte der US-Militäradministration aus Österreich 1945 in englischer Originalfassung, Wien – Köln – Graz 1985, S. 372.
- <sup>2</sup> Paul R. Sweet (OSS), Brief an (seine Frau) Kath, 11. 6. 1945; zit. n. ebd., S. 271.
- <sup>3</sup> Zur Österreichpolitik des Präsidenten der französischen provisorischen Regierung, Charles de Gaulle, vgl. Klaus Eisterer, De Gaulle und Österreich 1938 – 1946, in: Jahrbuch für Zeitgeschichte 1990/91. De Gaulles europäische Größe: Analysen aus Österreich, bearbeitet und redigiert von Klaus Eisterer und Oliver Rathkolb, S. 3 – 16.  
Tafeln mit der Aufschrift „Ici l’Autriche, pays ami“ waren von den einrückenden französischen Truppen an der österreichischen Grenze angebracht worden; vgl. dazu die Reproduktion der photographischen Aufnahme bei Dietlinde Löffler-Bolka, Vorarlberg 1945. Das Kriegsende und der Wiederaufbau demokratischer Verhältnisse in Vorarlberg im Jahre 1945, Bregenz 1975, S. 69.
- <sup>4</sup> Paul R. Sweet (OSS), Subject: Political Developments in Land Tirol, Secret, 15. 6. 1945; zit. n. Rathkolb, Gesellschaft und Politik, S. 383.
- <sup>5</sup> Berichtet bei Karl Gruber, Ein politisches Leben. Österreichs Weg zwischen den Diktaturen, Wien – München – Zürich 1976, S. 51.
- <sup>6</sup> Vgl. dazu etwa die Meldungen im *Rapport hebdomadaire*, (hektographierte Blätter, angefertigt für den Dienstgebrauch vom) Commandement en Chef de la zone d’Occupation française en Autriche, Etat Major Particulier, 2<sup>ème</sup> bureau, Nr. 1 (9.–13. 7. 1945), S. 2. Service historique de l’Armée de terre, Vincennes (hinfert zitiert als SHAT), 1 U 14.
- <sup>7</sup> Zu den Attentaten und Sabotageakten, die auch noch während des Jahres 1946 zu beobachten waren, vgl. die unter „Résistance“ zusammengefaßten Meldungen in allen *Bulletins de Renseignements* (BR), hrsg. vom Commandement en Chef Français en Autriche, Cabinet Militaire, Section Renseignements, Nr. 10 (15. – 31. 10. 1945) ff. SHAT, 1 U 14.



- <sup>8</sup> Erlaß Nr. 1, abgedruckt in: *Bulletin Officiel* (BO) [Amtsblatt des französischen Oberkommandos in Österreich], hrsg. vom Commandement en Chef Français en Autriche. Gouvernement Militaire de la Zone d'Occupation Française, Jg. 1 (1945/1946), Nr. 1, S. 5.
- <sup>9</sup> Text der Erklärung abgedruckt in: *Bulletin d'Information et de Documentation* (BID), hrsg. v. Gouvernement Militaire de la Zone d'Occupation Française en Autriche, 2 (1. 10. 1945), S. 57.
- <sup>10</sup> Résumée des principales questions traitées au cours de la réunion des directeurs et chefs de service du 6 décembre sous la présidence de M. l'Administrateur Général, Chef du Gouvernement Militaire français en Autriche, 8. 12. 1945. Ministère des Affaires Etrangères, Archives de l'Occupation française en Allemagne et Autriche. Archives du Haut Commissariat français en Autriche, Colmar (hinfort MAE/C), C. 1377, p. 1.
- <sup>11</sup> Verordnung Nr. 28 betreffend die Aufhebung des Ausgehverbots in der französischen Besatzungszone von Österreich. BO, Jg. 1 (1945/1946), Nr. 8, S. 83. BR 17 (1.–15. 2. 1946), S. 7. SHAT, 1 U 14.
- <sup>12</sup> Vgl. dazu Direction d'Europe: Note pour le Ministre (Außenminister Georges Bidault), Au sujet des troupes de couleur en Autriche. Ministère des Affaires Etrangères, Archives Diplomatiques (Paris), Série Z, Europe 1945 – 1949, Sous-série Autriche (hinfort MAE/Z, mit der Nummer des betreffenden 'volumes'): MAE/Z 8, fol. 116.
- <sup>13</sup> Vgl. dazu den Bericht des französischen Botschafters in Bern, Henri Hoppenot, an das französische Außenministerium über Beobachtungen der Schweizer Presse über die französischen Truppen in Vorarlberg, 31. 7. 1945. MAE/Z 8, fol. 121.
- <sup>14</sup> Vgl. dazu Klaus Eisterer, Französische Besatzungspolitik. Tirol und Vorarlberg 1945/46 (Innsbrucker Forschungen zur Zeitgeschichte 9), Innsbruck: Haymon-Verlag 1992. Neben Aspekten der Entnazifizierung, der Flüchtlingsproblematik und der französischen Kulturpolitik wird dort den Problemen auf dem Ernährungssektor ein umfangreiches Kapitel gewidmet.
- <sup>15</sup> Ulrich Ilg, Vorsitzender des Vorarlberger Landesausschusses (= provisorische Landesregierung), an den Militärgouverneur für Vorarlberg, Oberst Henri Jung, 23. 8. 1945. Vorarlberger Landesarchiv (VLA), Prs. 412/1945.
- <sup>16</sup> 16. Vorarlberger Landtag 1945/46, Stenographische Sitzungsberichte, 3. Sitzung, 21. 3. 1946, S. 25; Hervorhebung K. E. Am selben Ort wies Eugen Leising (ÖVP) auf 15- und 16-jährige Kinder hin, die im Bregenzer Stadtspital wegen venerischer Krankheiten behandelt werden mußten!
- <sup>17</sup> Bericht „Aus Vorarlberg“, 27. 7. 1945. MAE/Z 95, fol. 130.
- <sup>18</sup> Karl Gruber, Zwischen Befreiung und Freiheit. Der Sonderfall Österreich, Wien 1953, S. 22.
- <sup>19</sup> Vgl. dazu BID 2 (1. 10. 1945), S. 3.
- <sup>20</sup> Dabei war allerdings auf die Situation in Tirol Bezug genommen worden, das am 10. Juli von den Amerikanern geräumt und von den Franzosen in ihre Besatzungszone übernommen worden war. Direction d'Europe: Note pour le Ministre, Au sujet des troupes de couleur en Autriche. MAE/Z 8, fol. 116.
- <sup>21</sup> Vgl. dazu etwa folgende Nummern des *Bulletin de Renseignements*: 11 (1. – 15. 11. 1945). MAE/Z 156, fol. 26; 15 (1. – 15. 1. 1946); 17 (1. – 15. 2. 1946); 18 (15. – 28. 2. 1946); 20 (15. – 31. 3. 1946); 32 (15. – 30. 9. 1946). Alle in: SHAT, 1 U 14. Etliche Berichte beziehen sich allerdings auf Vorfälle in Tirol.
- <sup>22</sup> Zur dieser sexistischen Form der Abrechnung – männliche „Kollaborateure“ wurden nicht geschoren – vgl. etwa (mit Bezug auf diese Praxis im befreiten Frankreich) Henry Rousso, L'Épuration. Die politische Säuberung in Frankreich, in: Politische Säuberung in Europa. Die Abrechnung mit Faschismus

- und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg, hrsg. v. Klaus-Dietmar Henke und Hans Woller, München 1991, S. 192–240, hier 205 ff.
- <sup>24</sup> Landesgendarmeriekommando für Vorarlberg: Nachtrag zum Nachrichtenblatt Nr. 4 vom 8. 9. 1945. VLA, Sichdion 7, Akt 17.  
Die im Original vorhandenen Namen wurden durch (...) ersetzt. Die sprachlichen Eigenheiten der Vorlage wurden bewußt mit all den Fehlern wiedergegeben, allerdings wurden die Zeilen dort beendet, wo der – sehr holprige – Reim es verlangt. In der Vorlage (Abschrift der Gendarmerie) war dies in manchen Fällen nicht beachtet worden.
- <sup>25</sup> Vgl. dazu u. a. Landesgendarmeriekommando für Vorarlberg: Wochenbericht Nr. 12 für die Zeit vom 28. 10. bis 3. 11. 1945. VLA, Sichdion 7, Akt 16.
- <sup>26</sup> Landesgendarmeriekommando für Vorarlberg: Nachtrag zum Nachrichtenblatt Nr. 4 vom 8. 9. 1945. VLA, Sichdion 7, Akt 17. Hervorhebung K. E.
- <sup>27</sup> In anderen Fällen wurden zwölf- und fünfzehnjährige Kinder als „Täter“ ausgeforscht! Vgl. dazu etwa Landesgendarmeriekommando für Vorarlberg: Wochenbericht für die Zeit vom 28. 1. bis 4. 2. 1946. VLA, Sichdion 7, Akt 17.
- <sup>28</sup> Vgl. dazu Pierre Voizard, Chef der Militärregierung der französischen Zone in Österreich, an General Marie-Emile Bèthouart, französischer Oberkommandierender in Österreich: Rapport d'activité du Gouvernement Militaire concernant la période du 1<sup>er</sup> au 15 septembre 1945, 23. 9. 1945. Archives de l'Ambassade française en Autriche (Vienne), Série 1945–1955, I. Pol., Zone et politique française 1945–1947, Caisse 150.
- <sup>29</sup> Vgl. dazu etwa Landesgendarmeriekommando für Vorarlberg: Wochenbericht Nr. 12 für die Zeit vom 28. 10. bis 3. 11. 1945. VLA, Sichdion 7, Akt 16.
- <sup>30</sup> Vgl. dazu Klaus Eisterer, Die österreichischen Kriegsgefangenen in Frankreich und die Rolle der Schweiz bei ihrer Repatriierung nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Historische Blickpunkte. Festschrift für Johann Rainer (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 25), Innsbruck 1988, S. 79 – 95; ders., Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft, in: *Tiroler Heimat*, Bd. 57 (1993), S. 271–283.
- <sup>31</sup> Landesgendarmeriekommando für Vorarlberg an die Landeshauptmannschaft: Wochenbericht für die Zeit vom 18. – 25. 2. 1946. VLA, Sicherheitsdirektion 7, Akt 17.
- <sup>32</sup> Henri Jung, *Souvenirs d'Autriche*, MS (1971), S. 10; daraus auch das Folgende.
- <sup>33</sup> April 1946: 13, Mai: 12, Juni: (12), Juli: 18, August: 24; für die Monate nach August 1946 liegen leider keine Zahlen vor.  
Gouvernement Militaire Français, Direction de la Santé publique: Bilan d'Activité de la Direction de la Santé publique depuis le début de l'Occupation jusqu'au 15 Août 1946. MAE/C, C. 1409, p. 10.
- <sup>34</sup> Jung, *Souvenirs*, S. 11.
- <sup>35</sup> Von Mitte Oktober 1945 bis 30. August 1946 wurde hier für 35 Kinder von französischen Vätern (Angehörigen der Besatzungstruppen, aber auch ehemaligen Kriegsgefangenen oder Deportierten) wie generell von versetzten Personen gesorgt. Vgl. dazu Gouvernement Militaire Français en Autriche, Direction des Personnes Déplacées: Rapport sur l'activité du Service des Personnes Déplacées, 30. 8. 1946. MAE/C, C. 1401, p. 10.



## Das Hatler Bild oder Zahnbild

Das Hatler Bild wird im sogenannten Stockhorner-Urbar von 1564, das die Erben nach Ritter Hans II. von Ems aus der Dornbirner Linie von ihrem Verwalter erstellen ließen, erwähnt. Unter den unablässigen Zinsen geben Jeckhers Erben 6 Pfennig „ab ainem Ackher an dem Weg bey dem Hattlerbild“. <sup>1</sup> Diese Beschreibung paßt jedenfalls nicht für jenen Bildstock im Hatlerdorf selbst, der beim Bau der Kapelle von 1790 beseitigt wurde und damals nur von Hofstätten umgeben war. <sup>2</sup> Daß das Hatler Bild mit dem später so benannten Zahnbild identisch ist, beweist ein Plan des Feldmessers Kaspar Mäser um 1800, in dem die zuletzt bestandene kleine Kapelle maßstabgetreu eingezeichnet und bezeichnet ist. <sup>3</sup> Ohne Zweifel handelt es sich hier um eines der zahlreichen Feldrandzeichen, bei denen im christlichen Brauchtum anlässlich der Feldumgänge Evangelientexte „abge-



Der Bildstock an der Ecke  
Hatlerstraße Nr. 83,  
Steinackerstraße Nr. 1.  
(Abb. 1)

sungen“ wurden. Die Umgänge und ersten Feldzeichen können sogar in heidnische Zeit zurückreichen.<sup>4</sup>

Im Lauf der Zeit wurden die gewiß sehr einfachen und dem Wetter ausgesetzten Bilder oder Kreuze in sogenannten Bildhäusern geschützt, wie es zu Menschengedenken in Dornbirn noch mehrere gab. So wissen wir z. B. daß das Bildhaus beim jetzigen „Toblerone-Haus“ am Anfang der Kehlerstraße im 16. Jhdt. von der begüterten Familie Stöfli<sup>5</sup> gestiftet wurde und unser erstes Hatler Bildhaus ist nach der Inschrift anno 1600 geschaffen worden. Wie es dazu kam, daß solche Bildhäuser zu Wallfahrtsstätten für bestimmte Anliegen wurden, wird sich nur in seltenen Fällen exakt deuten lassen. Wenn etwa das „Frörerbild“ am Altweg bei der Bildgasse noch zu Beginn dieses Jahrhunderts bei einer starken Grippewelle mehr Beter anzog, als die nahe Pfarrkirche,<sup>6</sup> dann muß das doch auf bekannt gewordene Gebetserhörungen zurück gehen. Beim Zahnbild, wo neben den heiligen Sebastian, Rochus und Agatha, die heilige Apollonia mit Zange und geschwollener Wange frühestens 1773 an den Rand der Bildtafel gemalt wurde, dürften die Verhältnisse ähnlich liegen. Weder der Name Frörerbild, noch der Name Zahnbild ist vor 1800 feststellbar. Bis in die Dreißigerjahre wurde das Zahnbild besonders aus dem Schweizer Rheintal aufgesucht und die Frankenopfer sollen beträchtlich gewesen sein.<sup>7</sup>

Das 1564 genannte Hatler Bild ist leicht lokalisierbar. Es lag ja am äußeren Feldrand und am damaligen Weg nach Hohenems, wo wir auch den Flurnamen Thor feststellen können, etwa 100 m südöstlich des späteren Standorts.<sup>8</sup> Im Jahr 1769, also zu einer Zeit, als die Felder und das Wallenmahd noch unverbaut waren, wurde auf allerhöchsten Befehl die neue Poststraße im Gemeinwerk gebaut. Vom Hatlerdorf südwärts wurde bis zur Abzweigung des Hatler Damms, also des Viehtriebwegs (jetzt Schweizerstraße) die alte Trasse nur verbreitert. Ab dort entstand eine völlig neue Straße durch die unkultivierte „Eich“ und das Wallenmahd nach Hohenems und Feldkirch. Es ist einleuchtend, daß gleichzeitig auch das Bildhaus an die neue Straße verlegt wurde. Schlüssig bewiesen ist dies durch einen Ratsbeschluß von 1770, nach dem die Einfriedung von der „gestandenen“ Kapelle an die neue Straße zu verlegen war.<sup>9</sup> Ob das Bildhaus aus diesem Anlaß größer oder erst damals gemauert gebaut wurde und ob das Bildmotiv gleich geblieben ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls wurde das bis dato erhaltene Bild, das Jesus auf dem Kreuzweg darstellt, 1773 vom Dornbirner Maler Martin Ulmer (geb. 1709) geschaffen. Nach der Inschrift haben drei Restaurie-

rungen stattgefunden: 1820 durch Johann Georg Ulmer, 1855 durch Johann Georg Schwendinger und 1897 durch Michael Mohr, alles Dornbirner Maler ohne überdurchschnittliche Bedeutung.

Bei der Anlage des Grundbuchs im Jahre 1911 wurde die auf das Bildhaus bezughabende Bauparzelle 241 für den Weiler Wallenmahd eingetragen.<sup>10</sup> Dieses für sich nicht rechtsfähige Gebilde ist, wie aus der Zeichnungsberechtigung durch den Bürgermeister von Dornbirn und den Pfarrer von Hatlerdorf (Pfarre seit 1896) zu schließen ist, als Fraktion der Pfarrgemeinde aufzufassen. Der Weiler hatte die Pflichten, die damals noch im Rahmen der politischen Gemeinde verwaltete Pfarre jedoch die Rechte. Wie die Rechtskonstruktion beim neuen „Seager Kappele“ zeigt, gibt es auch jetzt keine andere brauchbare Lösung.<sup>11</sup>

Spätestens als 1928 die Bundesstraße verbreitert und asphaltiert wurde, kam der Boden der Kapelle unter dem Niveau des unmittelbar vorbeiführenden Gehsteigs zu liegen. Das war, neben dem auf einem Bild erkennbaren Dachschaden, wohl eine Ursache für eine totale Durchfeuchtung und die rasch fortschreitende Baufälligkeit.<sup>12</sup> Vorher hatte der benachbarte Baumeister Benedikt Stadelwieser den Bauzustand gut überwacht.<sup>13</sup>

Als sich diese Baufälligkeit 1937 kraß abzeichnete, ergaben die Gutachten die Zweckmäßigkeit eines Neubaus an der ganz nahen Ecke Hatlerstraße-Steinackerstraße. Unter Anleitung des Baumeisters Johann Rhomberg und mit Hilfe sonstiger einschlägiger Handwerker und Nachbarn war die Errichtung des neuen Gebäudes vorgesehen. Die Stadtgemeinde und das Generalvikariat gaben die Zustimmung<sup>14</sup> aber vor Baubeginn marschierten die deutschen Truppen ein und die Zeit, die folgte, war nicht geeignet, das Vorhaben zu verwirklichen. So wurde das baufällige Bildhaus 1943 über Auftrag des Stadtbauamtes abgetragen. Die Bildtafel nahm der Nachbar Ulrich Ilg in Verwahrung.<sup>15</sup>

Aus dem Gedächtnis des Verfassers und anderer betagter Personen soll nun das Bildhaus, wie es vor dem Abbruch bestand, beschrieben werden: Der Innenraum im Ausmaß von 1.50 m im Quadrat hatte einen Ziegelboden und eine gewölbte Decke. Der straßenseitige Eingang war durch eine versperrbare Holztür abgeschlossen, die im oberen Teil durch Holzstäbe vergittert war, welche den Blick ins Innere freigaben und die Benützung des eisernen Opferstocks ermöglichten. Über fast die ganze Breite erstreckten sich zwei Betstühle. An der gegenüberliegenden Altarwand befand sich eine gedeckte Mensa mit Kerzenleuchtern, Vasen für Papierblumen und einigen wertlosen kleinen

Heiligen- oder Engelsfiguren. Den Platz oberhalb füllte das Bild samt Rahmen in der ganzen Breite und Höhe aus.<sup>16</sup>

Nun stand im Grundbuch noch immer die Bauparzelle im Eigentum des Weilers Wallenmahl und die Frage ist berechtigt, warum nach den ärgsten Nachkriegsnöten das Projekt von 1937 nicht wieder aufgegriffen wurde. Es ist glaubhaft, daß weder im Pfarramt noch im Rathaus jemand vorgeschlagen hat, der sich spontan zum Wiederaufbau bereit erklärt hätte. Aber als 1951 das Bezirksgericht eine Bereinigung des Grundbuchsstandes anstrebte, meinte der damalige Pfarrer Anton Mayer: „Obwohl einige Anrainer 1945 dem Gefertigten geäußert haben, man möchte vielleicht das Kapellchen dort oder in der nächsten Umgebung wieder aufbauen, hat sich darüber niemand mehr geäußert“. Die durchwegs für einen Schlußstrich plädierende Stellungnahme, die sogar die „dürftigen Verhältnisse“ der Mutter des Anrainers erwähnt, kann verstanden werden, wenn man weiß, daß damals die Pfarre Hatlerdorf ein Pfarrheim baute und daß der über 70jährige Pfarrer einen gleichzeitigen Bau des Zahnbildes schon nervlich nicht durchgestanden hätte.<sup>17</sup>

Der Stadt unter Bürgermeister Dr. G. A. Moosbrugger konnte diese Stellungnahme nur recht sein. So wurde die Bauparzelle der Liegenschaft des Hugo Wohlgenannt zugeschrieben und die Widmung für kultische Zwecke gelöscht.<sup>18</sup>

Das Bild aber befand sich im nachbarlichen Dachboden des Ulrich Ilg, der 1945 Landeshauptmann geworden und 1965 als Landesrat ins 2. Glied zurückgetreten war. Da der Dachboden kein geeigneter Aufbewahrungsort war, ließ dieser das Bild im November 1965 im Einverständnis mit dem Ortspfarrer Emanuel Bischof ins Landesmuseum bringen.<sup>19</sup> Das Museum erklärte, daß das Bild höchst restaurierungsbedürftig sei und bot dafür einen Kaufpreis von S 3.000,-, der am 8. 12. 1965 über die Hypo-Bank der Pfarre Hatlerdorf überwiesen wurde.<sup>20</sup> Weil der Pfarrer das Bild nicht verkaufen wollte und dazu zumindest allein auch gar nicht berechtigt war, hat er gemeint, der Betrag sei eine Spende für die Überlassung als Leihgabe. Dagegen war der Landesrat Ilg, wie aus einem Schreiben vom 16. 11. 1965 zu schließen ist, sehr wohl über den Charakter des Rechtsgeschäftes informiert.<sup>21</sup>

Als vormaliger „Retter“ des Bildes hat er sich offenbar zu einer solchen Verfügung berufen gefühlt. Da das Museum das Bild sichtlich im guten Glauben erworben hat und dagegen nach so langer Zeit keine rechtliche Maßnahme mehr denkbar ist, muß das Eigentumsrecht des Vorarlberger Landesmuseums an dem inzwischen restaurierten Zahlbild zweifellos anerkannt werden.<sup>22</sup>

Da in letzter Zeit Interesse bekundet wurde, das Bildhaus in nächster Nähe wieder zu errichten, müßte als Hauptzierde eine Kopie des alten Bildes geschaffen werden, mit der auch das künftige Verlustrisiko nicht mehr so stark ins Gewicht fallen würde.<sup>23</sup>

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Urbar der Erben nach Hans von Ems 1564, Original im Vorarlberger Landesarchiv, Palastarchiv Hohenems – Hds. u. Cod. 4.
- <sup>2</sup> Andreas Ulmer, Pfarrchronik Dornbirn, unveröffentlichtes Manuskript, Vlbg. Landesarchiv.
- <sup>3</sup> Riedteilungspläne des Feldmessers Kaspar Mäser, Stadtarchiv Dornbirn.
- <sup>4</sup> Franz Kalb, Die Grenzziehung zwischen Dornbirn und Ems, In: Montfort 3/1971, S. 383.
- <sup>5</sup> Bedeutendster Namensträger war der Ammann Ulrich Stöfli, Amtszeit um 1515, gestorben vor 1544. Das Geschlecht kommt noch im Urbar 1564 (s. Anmerkung 1) vor, aber nicht mehr 1605.
- <sup>6</sup> Erzählungen der Eltern des Verfassers.
- <sup>7</sup> Erinnerung des Verfassers und Mitteilung des Hugo Wohlgenannt (geb. 1913), Sohn der letzten Mesnerin und jetziger Eigentümer des Grundes.
- <sup>8</sup> Franz Kalb, Flureinteilung, In: Dornbirner Schriften IV/S. 59. Der Verlauf des Weges von Hatlerdorf nach Hohenems vor 1769 wurde vom Verfasser exakt ermittelt.
- <sup>9</sup> Ratsprotokollbuch 1769–1782, S. 53, Stadtarchiv Dornbirn.
- <sup>10</sup> Erhebung im Grundbuch Dornbirn.
- <sup>11</sup> Hubert Grabher, Kapellenneubau an der Sägen, Festschrift 1987.
- <sup>12</sup> Erinnerung des Verfassers, mit kleinen Differenzen bestätigt durch gleichaltrige Personen.
- <sup>13</sup> Mitteilung des Hugo Wohlgenannt.
- <sup>14</sup> Gemeindegtagssitzung vom 14. 6. 1937, Schreiben der Stadtgemeinde Dornbirn an die Apostolische Administratur in Feldkirch vom 6. 7. 1937. Zustimmung des Generalvikars Bischof Franz Tschann vom 9. 7. 1937.
- <sup>15</sup> Seinerzeitige persönliche Mitteilung des Landeshauptmanns Ulrich Ilg an den Verfasser.
- <sup>16</sup> Zusammengestellt aus eigenen Erinnerungen und den Aussagen anderer Nachbarn.
- <sup>17</sup> Schreiben des Ortspfarrers Anton Mayer an die Apostolische Administratur Feldkirch vom 17. 10 1951 und Antwort des Generalvikariatsrats Dr. Johann Schöch vom 13. 12. 1951.
- <sup>18</sup> Erhebung im Grundbuch Dornbirn.
- <sup>19</sup> Mitteilung des Altpfarrers Cons. Emanuel Bischof.
- <sup>20</sup> Überweisungsbeleg vom 8. 12. 1965, abgezeichnet vom Finanzreferenten Landesrat Ilg.
- <sup>21</sup> Schreiben des Vlbg. Landesmuseums an Landesrat Ilg vom 16. 11. 1965, mit dem diesem für die Vermittlung dieser Erwerbung gedankt wird.
- <sup>22</sup> Stellungnahme des damaligen Museumsdirektors Hofrat Univ.-Prof. Dr. Elmar Vonbank.
- <sup>23</sup> Information durch das Stadtarchiv Dornbirn.





# Der Brautkasten

Ein Telefonanruf führte mich auf eine Spur. Eine Frau fragte an: „Wir haben da einen alten Kasten auf dem Dachboden. Die wahrscheinliche Jahrzahl 1763 ist noch erkennbar, aber die Namen sind nur noch schwer zu entziffern, vermutlich Klocker und Schwendinger.“ Offensichtlich handelte es sich um einen Kleiderkasten, der zum traditionellen „Brutwago“, d. h. zur Ausrüstung einer Braut zur Hochzeit, gehörte. Diese Hochzeitskästen weisen auf eine sehr breitgelagerte Überlieferung in den Alpenländern hin. Sie datieren insgesamt in die Zeit zwischen 1650 und 1850 (Abb. 1–3).

## I. Teil: Der Brautkasten von 1763

Der besagte Kleiderkasten stand über 200 Jahre im Haus Häfenberg 4 (Abb. 8). Ich fragte telefonisch nach der nächsten und übernächsten Generation im alten Bauernhause zurück und das führte rasch auf eine interessante Spur. Der Weg zum Ursprung dieses ehrwürdigen Möbelstückes war damit angerissen, er brachte aber noch eine Reihe von Überraschungen. Auf jeden Fall hat eine erste Besichtigung des kostbaren Möbelstückes dessen volkskundlichen Wert sofort erkennen lassen.

### *1. Haus-Geschichte*

Es war nicht schwer an Hand des Dornbirner Familienbuches die Familien- und Hausgeschichte zurückzuverfolgen bis zu jenem Jahr 1763, also vor 230 Jahren. Schließlich kamen zwei Familien in Frage, aber nur auf eine zielten alle Angaben richtig. Doch mußte nun die genaue Reihenfolge der Generationen festgestellt werden. Die Jahrzahl stimmte hier genau auf den Hochzeitstermin und die Namen waren eindeutig auch in der Bemalung des Kleiderkastens festgehalten. Es handelte sich um ein Familienstück, das die Jahrhunderte in seinem ursprünglichen Hause überdauert hatte. Und wie viele andere Kästen dieser Art war er mehrfach nahe drangewesen, als „altes Zeug“ zertrümmert und für den Ofen zur endgültigen Vernichtung fertiggemacht zu wer-



Abb. 1 (oben links): Der Brautkasten von 1763 darf als ein Musterbeispiel in jeder Hinsicht angeführt werden. Er vereinigt in sich die Arbeit von mindestens drei Handwerkern: Schreiner, Schlosser und Maler. Seit er von der Braut in das Heim am Häfenberg, HNr. 4, überführt wurde, hat er sich dort behauptet.

Abb. 2 (oben rechts): Als Gegenstück darf der Brautkasten im Hatlerdorf aus dem Jahre 1822 bezeichnet werden. Sein Heim war ursprünglich in der Hanggasse 14. Er wanderte aber dann mit der Familie Fußenegger in deren neues Heim im Fahnacker 4 und ist seit 100 Jahren dort geblieben. Er zeichnet sich durch die reiche Bemalung mit ausgesprochen religiösen Motiven aus. In der Konstruktionsweise ist er sich in den wesentlichen Bauelementen – wie in Abb. 1 –

gleichgeblieben; ein Zeichen, daß auch trotz des geistigen Umbruchs mit der französischen Revolution viele Lebenserfordernisse und auch viele traditionelle Kräfte ungefähr gleich geblieben sind.

Abb. 3 (unten): Der Brautkasten von 1798 stammt auch vom Oberdorfer Berg. Er ist um 1900 über den Hof auf dem Unterbürgle mit der Familie Moosbrugger in den neuen Bauernhof im Hatler Ried, in die Parzelle „Im Grund 1“ gewandert. Seine Malerei ist in einer guten und treuen Weise renoviert worden. Verschiedene Einzelheiten weisen auf eine Zeit hin, in der man auch bei den neuen Möbeln streng sparen mußte, was auf den vielfachen Vermögensverlust in der Zeit der Franzosenkriege hinweist, die auch unser Land direkt betroffen haben.

den. Der Kasten fristete die letzten Jahrzehnte freilich nur noch ein kümmerliches Dasein auf dem Dachboden des alten Bauernhauses. Mit geringen Ausbesserungen konnte er zunächst in seinem ursprünglichem Zustande wieder voll hergestellt werden. Und Malermeister Martin Bohle hat mit kundiger Hand und vorsichtigem Gespür die Malereien wieder deutlich sichtbar gemacht und auch die Namen des damaligen Brautpaares in der Manier der Alten wieder voll zum Vorschein gebracht.

## 2. Die Generationen

Die Namensaufschrift des Brautkastens fordert mit Macht den Blick auf die Generationen heraus. Das Brautpaar von 1763 heißt Konrad Martin Klocker und Katharina Schwendinger. In barocker Schwulstigkeit wurde der alte Berglername ausgeweitet auf *Klockher*. In ähnlicher Weise wurde zuvor schon der Name Romberg – in der Helenisierungssucht der Reformationszeit auf *Rhomberg* geändert.

Der Vorname der Braut Katharina Schwendinger wurde mit dem Anfangsbuchstaben C, also „Catharina“ ein Stücklein latinisiert. Und bei dieser Jungfrau Schwendinger wurde nun nach jener Zeitmode die Endsilbe „in“, also Schwendingerin beigefügt. (Im slawischen Sprachbereich begegnet uns dieser Weg, das weibliche Geschlecht anzumerken, bis in unsere Tage, mit einem ähnlichen Anhängsel bei den Namen der verheirateten Frauen ganz allgemein, vgl. etwa Chruschowa).<sup>1</sup> Unsere Braut Katharina hat also 1763 mit ihrem Brautkasten ins Haus Häfenberg ihr Möbelstück eingebracht, vielleicht als wichtigsten Teil ihres „Brautwagens“, ihrer hochzeitlichen Einrichtung. Sie selbst ist mit ihrem Kleiderkasten hier eingezogen und sie kam vom Oberdorfer Berg herunter; das Geschlecht der Schwendinger ist ja schon längst am Berg heroben heimisch geworden. Ihr Vater war Ignaz Schwendinger, ein Bauer von Watzeneck (damalige Schreibweise), geboren 1715 (Siegel im Familienbuch S 315)<sup>2</sup> und die Mutter war Maria Wehinger. Im Dornbirner Familienbuch geht dieser Schwendinger-Stamm über die Nummern (S 298 und S 287) in Watzenegg weiter und lebt dann ab 1670 im Beckenmann unter dem Siegel S 286. Über den Klocker-Stamm von Häfenberg 4 gibt der beigefügte Stammbaum die nötige Auskunft (Abb. 4). Er läßt sich am Häfenberg bis ca. 1580 zurückverfolgen.

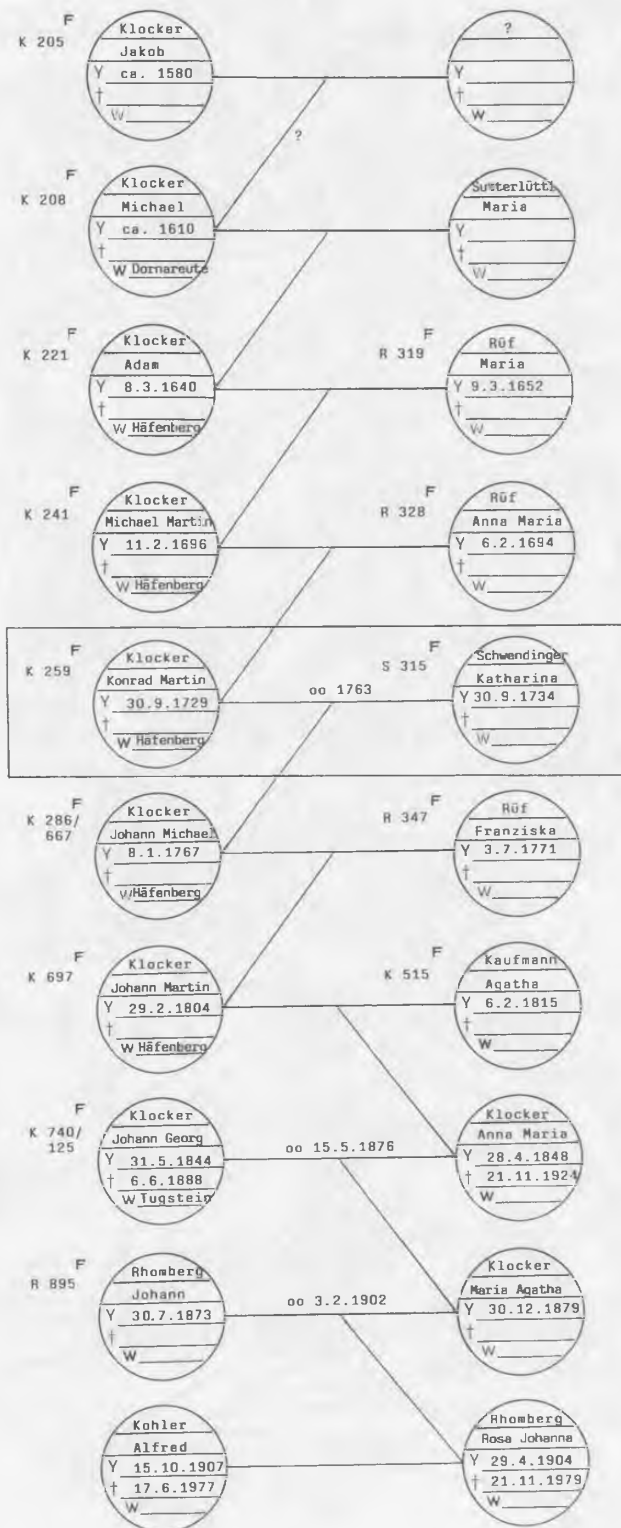
Der Bräutigam Konrad Martin Klocker, geboren am 30. 9. 1729 (damals unter der alten Hausnummer 274 des Oberdorfer Viertels) findet sich unter dem Siegel K 259. Die weiteren Vorfahren sind Michael Martin Klocker, geb. 11. 2. 1696 (K 241), dann Adam Klocker, geb. 8. 3. 1640 (K 221), weiter Michael Klocker, geb. um 1610 K 208 und schließlich als letzter erfaßbarer Klocker dieser Linie findet sich noch der Stammvater Jakob, um 1580 und unter K 205 im Familienbuch verzeichnet. Aufwärts, auf die Gegenwart zu, findet sich im gleichen Stammhaus der Vorfahre Johann Michael Klocker, geb. am 8. 1. 1767 (K 286/667); hier ist im Familienbuch eine Doppelnummer eingetragen, weil das Geschlecht vom 18. zum 19. Jahrhundert hinüberwechselt, bzw. vom Band I zum Band II des Familienbuches weitergeführt wird. Folglich ist der nächste Vorfahre Johann Martin Klocker schon 1804 geboren (K 697), und das wieder im Stammhaus am Häfenberg.

Ab der nächsten Generation aufwärts (in der beigelegten Zeichnung nach abwärts angeführt!) wechselt jetzt die Stammfolge auf die Stamm-Mutter Anna Maria Klocker (verheiratet mit Johann Klocker aus dem „Palmer“-Stamm), geb. am 28. 4. 1846 (K 697). Deren Tochter ist Maria Agatha Klocker, geb. am 30. 12. 1879, seit 1902 mit Johann Rhomberg aus Haselstauden verheiratet (R 895). Die Tochter der nächsten Generation ist schließlich Rosa Rhomberg, geboren am Häfenberg 4 am 29. 4. 1904 und seit 1937 im angestammten Hause, also in Häfenberg 4, verheiratet mit Alfred Kohler (1907–1977; K 777).

Weil hier also drei verschiedene Klockerstämme ineinanderfließen – wie Bäche ineinander übergehen und zunehmend zu einer kräftigen Ache oder gar zu einem Fluß werden – geht es auch mit diesen menschlichen Linien zu. Leider sind im Dornbirner Familienbuch die Berufe der einzelnen Stammesväter nur in seltenen Fällen verzeichnet; es würde dies das Bild noch um ein ganzes Stück konkretisieren und überleiten zur Zeitgeschichte.

Nochmals sei zurückgegriffen zur Stamm-Mutter Maria Agatha Klocker, geb. 1879 (K 740/125). Ihre Ur-Urgroßeltern sind eben das Brautpaar unseres Hochzeitskastens (Kleiderkastens) vom Häfenberg. Ihre Mutter Anna Maria Klocker lebte am Häfenberg von 1848 bis zu ihrem Tode 1924, im Hause mit der alten Hausnummer 274 des Oberdorfer Viertels (vgl. Familienbuch Oberdorf, S. 465).<sup>3</sup> Die Frauen, die in diesen ausdauernden Stamm eingeheiratet haben und die alle am menschlichen Geschick der Häfenberger kräftig mitgewirkt und mitgewoben haben, heißen der Reihe nach Agatha Kaufmann (1815), Franzis-

Abb. 4: Der Brautkasten von 1763 – Stamm I, Klocker/Klocker – ist menschlich getragen und durch Jahrzehnte auch weitergeführt von einem reichverzweigten Stamm vom Oberdorfer Berg. Die Braut Katharina Schwendinger (1734) hat dem Bauern Konrad Martin Klocker (1729) die Hand zum Lebensbunde gereicht. Drei Klocker-Stämme sind damit zu einem einzigen Lebensstrom zusammengewachsen. Auch die Frauen dieser Familien tragen bis zu den nachweisbaren Ursprüngen zurück nahezu geschlossen auch ursprünglich heimische Namen. Der Klocker/Palmer-Stamm läßt sich auf Dornbirner Boden zurückverfolgen bis gegen 1560. Auch der zweite Klockerstamm des Wendelin Klocker vom Häfenberg geht bis gegen 1550. Etwa eine Generation später setzt der dritte Klockerstamm an. Er erreicht um 1900 mit den beiden Namen Rosa Rhomberg und Alfred Kohler ein gewisses Ende.



# STAMMTAFEL FUSSENEGGER - FLAX

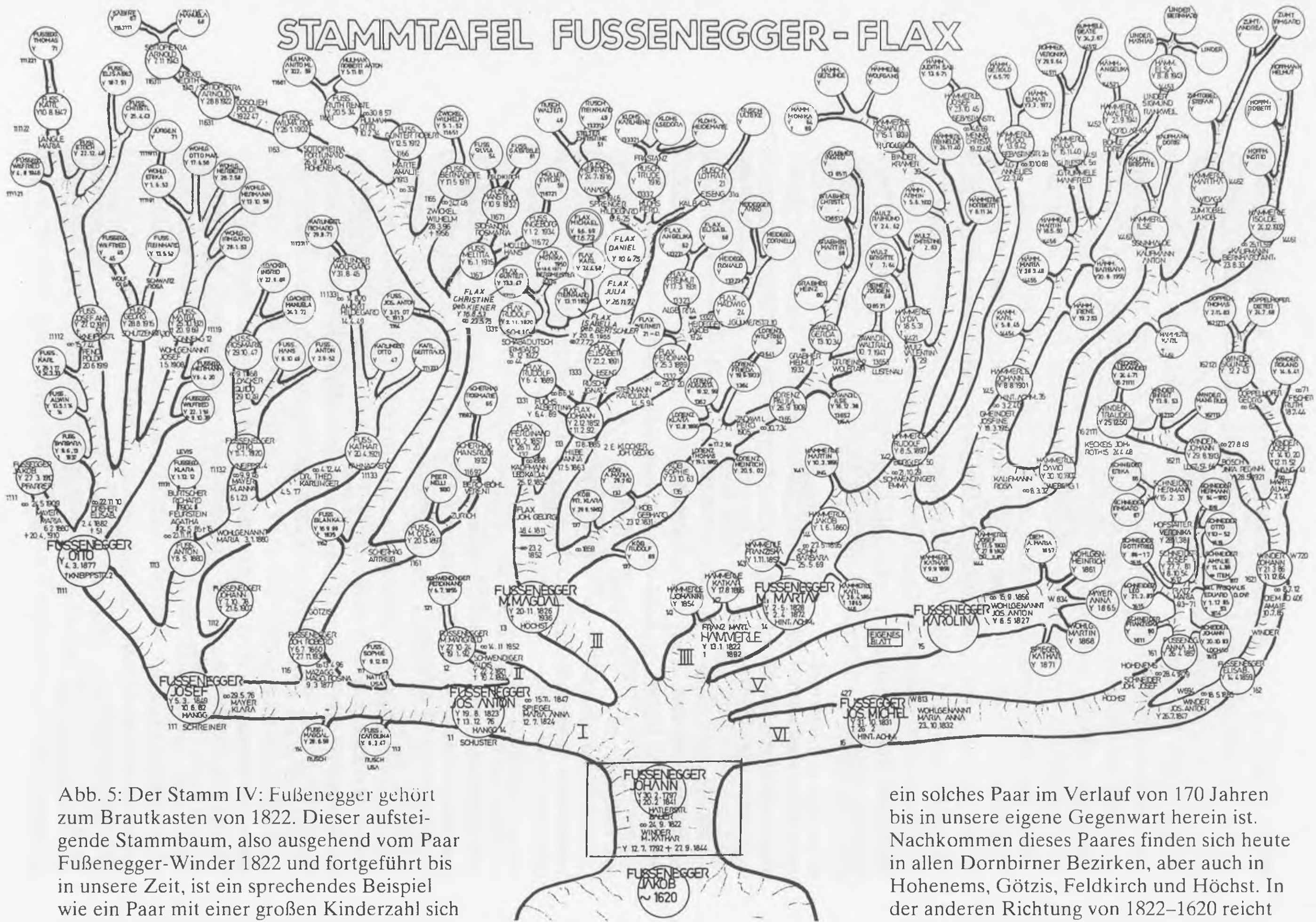
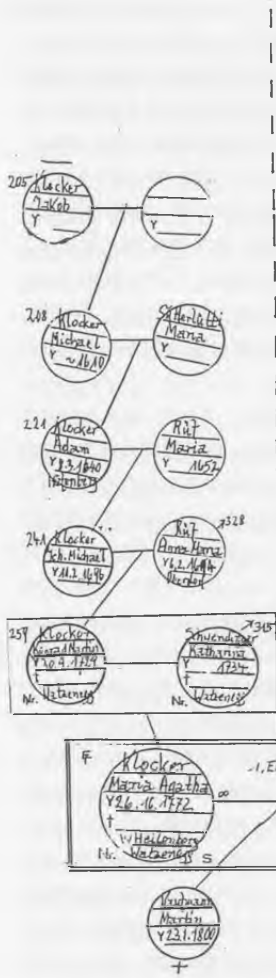


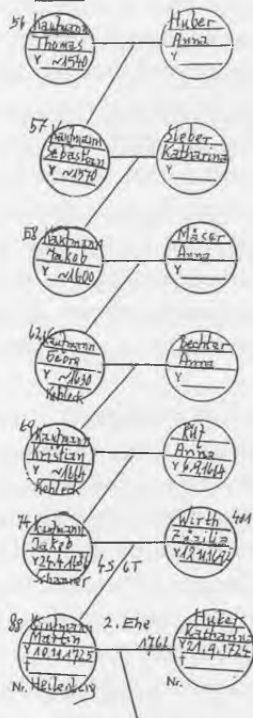
Abb. 5: Der Stamm IV: Fußenegger gehört zum Brautkasten von 1822. Dieser aufsteigende Stammbaum, also ausgehend vom Paar Fußenegger-Winder 1822 und fortgeführt bis in unsere Zeit, ist ein sprechendes Beispiel wie ein Paar mit einer großen Kinderzahl sich rasch und weit verbreitet. Es ist auch ein Beispiel, was für eine fruchtbare Lebensquelle

ein solches Paar im Verlauf von 170 Jahren bis in unsere eigene Gegenwart herein ist. Nachkommen dieses Paares finden sich heute in allen Dornbirner Bezirken, aber auch in Hohenems, Götzis, Feldkirch und Höchst. In der anderen Richtung von 1822–1620 reicht die Lebenskette bis zum Urvater = Jakob Fußenegger (F 148).

Stamm Klocker III



Stamm Kaufmann V



Stamm Rümmele VI

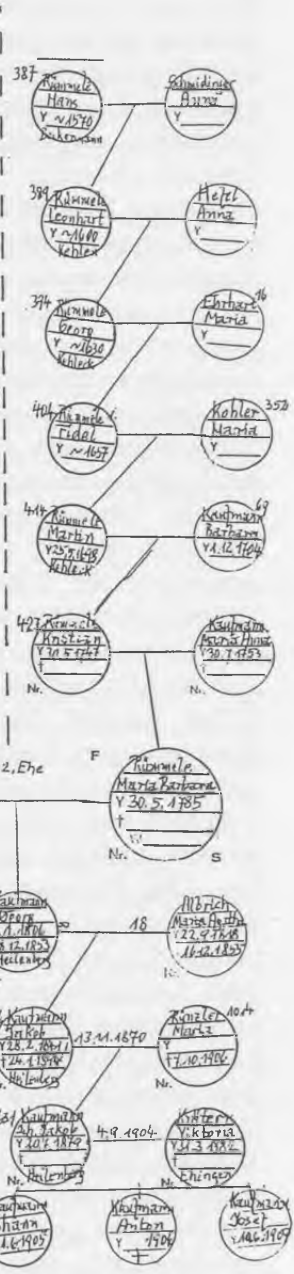


Abb. 6: Zur Veranschaulichung der Familienverhältnisse um den Hochzeitskasten von 1798 soll diese Grafik dienen.



ka Rüb (1771), Maria Rüb (1652) und Maria Sutterlütli (vermutlich eine Vorderwälderin). Der letzte dieses Stammes ist Jakob Klocker, geboren wohl am Häfenberg um 1580 – wie schon weiter oben erwähnt; von ihm wird freilich die Ehefrau nicht mehr namentlich angeführt. Es ist in der ganzen Dornbirner Familiengeschichte ein seltener Fall, daß am Berg drei gleichnamige Stämme „Klocker“ zusammen und dann bis zu ihren letzten feststellbaren Stammvätern hin keine verwandtschaftlichen Querverbindungen mehr aufweisen. Der große sowie lebendige Zeuge dieses vielfältigen und lebensstarken Häfenberger Geschlechtes aber ist gewiß der hier beschriebene Brautkasten oder Hochzeitskasten, der nun im Hause seines jetzigen Besitzers einen Ehrenplatz einnimmt.

Die mütterliche Seite – Schwendinger – ist hier noch zu ergänzen: Da einerseits die ganze Untersuchung vom Brautkasten der Katharina Schwendinger, geb. 1734 (S 315), und andererseits die Familie Schwendinger zu den Urgeschlechtern der Gemeinde Dornbirn gehört, die mindestens bis 1600 zurückreichen, und außerdem die Schwendinger-Gemeinschaft einen der großen Stämme der Stadt ausmacht, sei hier die aufsteigende Linie dieser Schwendinger-Braut angeführt, also die Vorfahren des Johann Michael Klocker, geb. 1767 (K 286), von da zurück über Vater Konrad Martin Klocker und die Mutter Katharina *Schwendinger*. Natürlich ergeben sich damit gewisse Parallelen auf der väterlichen Seite im Klocker-Stamm. Dieser Stammbaum geht also von 1767 aus und reicht bis ca. 1600 zurück. Hier aber ist eine wichtige Ergänzung vom ersten Muster (Abb. 4) gegeben. Den Personen und Namen nach reicht dieser aufsteigende Stammbaum bis zu den Ururgroßeltern hinauf bzw. zurück. Auf einigen Linien ließen sich diese Stämme über 1600, also eine bis zwei Generationen noch weiterführen. Die ganze Zeit dieses Geschlechtes, bis gegen 1771 herauf, hat es für den emserischen Leibeigenen-Teil der Bevölkerung (buchmäßig immer ein Drittel aller Einwohner!) kein Auswandern (auch nicht ein Hinausheiraten und kaum ein Einheiraten) gegeben. Und für den anderen Teil der Bevölkerung waren die wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Verbindungen über Dornbirn hinaus so sehr eingeschränkt, daß sich dies auch in den Heiratsmöglichkeiten der jungen Menschen auswirken mußte, überhaupt einen Partner bzw. eine Partnerin zu finden. Es war praktisch fast ausgeschlossen in jener Zeit eine Braut von auswärts in eine Großfamilie einzuführen und aufzunehmen.

Auf der anderen Klockerlinie vom Häfenberg finden sich die Frauen-Namen:

Albrich Barbara (1777; A 117), Mäser Maria (1743; M 148), Schwendinger Anna (1708; S 277) und Geiger Maria (ohne Jahrzahl). Dieser Stamm endet mit Klocker Martin, geb. um 1650, ohne einen Hinweis auf die letzte Frau dieser zweiten Klockerlinie vom Häfenberg.

Beim Stamm der Palmer-Klocker (ab K 703) sind folgende Frauen eingetragen: Klocker Maria (1807; K 664), Mäser Anna Maria (1773; M 182), nochmals Mäser Anna Maria (1734), dann Kaufmann Anna Maria (1579), Thurnher Erna (1658; T 19), Huber Maria (ohne Jahrzahl). Und die letzten Frauen dieses Stammes, bis ca. 1560 zurück, heißen Albrich und Meusburger, beidemal ohne näheren Angaben im Familienbuch. Alle drei Klocker-Linien haben nur Frauen mit uralten Dornbirner Familiennamen, bis zurück zu den letzten Frauennamen, die ihrerseits in den Bregenzerwald weisen (K 203 und K 208).

### *3. Auf dem Boden der Zeitgeschichte<sup>4</sup>*

Der Brautkasten vom Häfenberg kann gewiß viel erzählen von den Familienschicksalen durch sieben bis acht Generationen. Es ist hier nicht der Platz, weit auszuholen in der Geschichte der engeren und weiten Heimat. Im einzelnen beginnt das mit der eigenwilligen oder eher traditionellen Schreibweise der Namen. Da werden die Familiennamen zuweilen schwulstig, etwa „Klockherin“. Die Frauennamen jener Zeit werden oft durch das Anhängen der Endsilbe „in“, also Huberin, Rhombergin gebildet. Die Generationenfolge über mehr als zwei Jahrhunderte hin weist hier drei verschiedene männliche Klocker-Stämme auf. Frauen haben eingeheiratet und auch sie gehören damit diesen drei Klocker-Stämmen zu, die bis zu ihrem erforschbaren Ursprung zurück in der männlichen Linie nicht miteinander verwandt waren. Der Brautkasten ist aus verschiedenartigen Brettern zusammengefügt, aber er ist gleichsam zum sachlichen Sammelpunkt und zum Symbol der menschlichen Einheit geworden. Dornbirn hat bis gegen 1830 herauf, also bis zur industriellen Entwicklung, eine in sich geschlossene Bevölkerung gehabt, wo es nur wenig Einfluß von außen gab. Um 1800 weist das Familienbuch nur ca. 120 verschiedene Geschlechter aus: das hat natürlich unglaublich viele verwandtschaftliche Beziehungen mit sich gebracht, aber leider auch die Gefahr der Inzucht. In Hinsicht

auf die Mischung der Bevölkerung hat die Stadt in den letzten 150 Jahren eine gewaltige Entwicklung mitgemacht, sie ist aber im Kern und in der Mehrheit der Bevölkerung immer unverkennbar das alte Dornbirn geblieben. Andererseits war man auch im vergangenen Jahrhundert bestrebt, direkte, nahe Verwandtenehen so weit als möglich zu vermeiden.<sup>5</sup> Der Markt Dornbirn war aber seit dem Dreißigjährigen Krieg immer auch volkreich genug, um der Gefahr der Inzucht aus eigener Kraft zu begegnen. Andererseits waren die 10 bis 20 stärksten Geschlechter in Berg und Tal so umfangreich vertreten, daß sie ständig den Gesamtcharakter der Dornbirner Einwohnerschaft bestimmend geprägt haben. Ein sicherer Beweis dafür ist die Tatsache, daß in der Stadt der alemannische Dialekt in allen Schichten der Bevölkerung sich gut bewahrt hat, auch wenn wir heute weit über 4000 verschiedene Geschlechter in diesem Lebensraum zählen.

Im Fall vom Häfenberger Hochzeits-Kleiderkasten ist von der Jahrzahl 1763 auszugehen und damit auch von den beiden Geschlechtern des Brautpaares, den Klockern und den Schwendingern. Auf diesem methodischen Weg können wir durch anderthalb Jahrhunderte bis zur Stammutter Maria Agatha Klocker, am 30. 12. 1879 am Häfenberg geboren, zurückgehen bzw. bis zu deren Tochter Rosa, geb. 1904. Das Geschlecht von deren Mutter Klocker Anna Maria, geb. 1824 (K 740 bzw. K 697) war immer im stattlichen Bauernhause am Häfenberg 4 beheimatet gewesen und geblieben. Dieses *Ähle* (= Urgroßmutter) Anna Maria ist 1848, im großen Revolutionsjahr, am Häfenberg zur Welt gekommen und hat 1876 den Johann Klocker (1844) vom Tugstein geheiratet. Dieser Klockerstamm ist auf Palmern (Parzelle oberhalb Watzenegg) heimisch und geht dort bis ca. 1560 zurück. Die Mutter des Johann Klocker ist wieder eine Anna Maria Klocker, auch am Häfenberg 1807 geboren, also zur Baiern-Zeit. Diese mittlere Wendelin Klocker-Linie (K 292) läßt sich freilich nur bis 1650 zurückverfolgen. Die Frauen in diesem Wendelin Klocker-Stamm aber heißen der Reihe nach Barbara Albrich, Maria Mäser, Anna Schwendinger und Maria Geiger; es ist also auch eine sozusagen ungebrochene Dornbirner Volksfamilie.

Die Menschen, vor allem die Frauen, waren im Schnitt bedeutend kleiner als heute, etwa an die 15 bis 20 cm (das bestätigt sich in ähnlicher Weise bei den Ritterrüstungen der Männer).<sup>6</sup> Die eine Seite des Kleiderkastens diente nun offensichtlich für die Aufnahme der Anzüge der Männer und bei den Frauen für die Röcke mit angesetztem Oberteil. Die andere Seite ist meist in

offene Fächer unterteilt worden; sie dienten der geordneten Unterbringung der Wäsche. In beiden Fällen ist man recht sparsam umgegangen, ob es sich nun um trachtenartige Kleider für die Frauen wie für die Männer handelte oder um gewöhnlich zugeschnittene Kleider. Die Wäsche ist meist in Flachsspinnerei, also mit einheimischem Material, hergestellt worden. Das ergab einen rauen, schweren Stoff, der aber den Vorteil einer jahrzehntelangen Brauchbarkeit aufwies. Gemessen nach unseren heutigen Erwartungen ist ja auch die Wäsche recht knapp geraten. Außerdem ist man mit der Unterwäsche mehr als sparsam gewesen: Unterhosen gab es meist nicht. In der kalten Jahreszeit genügte den Frauen ein dicker, handgestrickter Schal als Überwurf. Und die Männer – Schülerbuben, kräftige Jungmänner und auch die verheirateten Männer – haben noch bis weit in unser Jahrhundert kaum einen Wintermantel gehabt und getragen. Die Berechnung für den Kleiderkasten wurde damit einfach: ein Festanzug für die hohen Feiertage des Lebens und ein Gebrauchsanzug für die gewöhnlichen Sonntage mußte genügen. Diese Kleidungsstücke waren von ihrer Machart her dauerhaft, aber schwer. Erst die moderne Herstellung von viel leichteren Stoffen durch die aufkommende Industrie des 19. Jahrhunderts hat einen spürbaren, ja auffallenden Wandel mit sich gebracht. Und genau hier trifft sich die Linie der Kleider mit den Anforderungen an die Kleiderkästen jener Zeiten. Diese Veränderungen in der Stoffherstellung formten durch die damit verbundenen neuen Anforderungen in den Schlafzimmern (im „Gaden“ der Eltern) und in den Wohnzimmern mit an den neuen Möbelstücken; dazu zählten die schubladenreichen Komoden und die ausstellungsfreudige Kredenz.

Die Anforderungen an einen solchen Brautkasten gingen nach drei Seiten: Er sollte Raum bieten für die geordnete Unterbringung von Kleidern und Wäsche, er soll ausreichend Schutz für die Familien-Kostbarkeiten bieten und gut verschließbar sein und schließlich soll er durch seine Bemalung auch der Schönheit des Heimes dienen und besonders auch ins Elternschlafzimmer Freude bringen. So wird der Kleiderkasten zu einem Merkmal der neuzeitlichen Wohnkultur.

Das palästinensische Haus der Bibel war noch ein einziger Raum, praktisch eine Weiterentwicklung des einstigen Nomadenzeltes, hatte nur kleine Fensteröffnungen und war inwendig schmucklos. Das Haus der Römer kennt noch kaum die Ausstattung mit Möbeln, ist aber schon viel weiterentwickelt und des öftern palastartig ausgebaut. Das Haus des Mittelalters ist

zumeist aus Holz gebaut: für die Unterbringung der Kleidungsstücke diente noch die große Truhe!<sup>7</sup> Das geht so bis ins Spätmittelalter weiter. Ungefähr seit Beginn der Neuzeit werden die bürgerlichen Wohnungen üppiger ausgestaltet und es entsteht der Kasten, der schon verhältnismäßig viel Raum bot.<sup>8</sup> Mit der industriellen Entwicklung ergibt sich ein noch größerer Raumbedarf, es entsteht die Komode, mit ihren umfangreichen Schubladen. Und schließlich, mehr als Schmuckstück denn als rechte Lebensnotwendigkeit, taucht in den noblen Stuben des Bürgertums die Kredenz auf. Der Kleiderkasten aber bleibt ein Kernstück der Wohnungen.

#### *4. Baupläne und Arbeitsweisen*

Ich behaupte nicht: Der Brautkasten vom Häfenberg ist der älteste, schönste und originellste. Doch bedarf er in sich keineswegs solcher Superlative. Ohne Zweifel steht er schon auf der Stufe einer langen und reifen Entwicklung, er kann in seinen Konstruktionsplänen aber wohl als ein Archetyp angesehen werden. Beim Vergleich von verschiedenen Hochzeitskästen aus den Alpengegenden wird schnell erkennbar, daß hierbei jeweils eine Reihe von Handwerkern ihre Künste eingebracht haben, zuerst und vor allem die Schreiner, weiters die Schlosser und schließlich die Malermeister. Damit ergaben sich notwendigerweise die Zusammenarbeit verschiedener Berufe und die notwendigen Absprachen, ja ein Gesamtplan war erforderlich für ein gedeihliches, sauberes und zeitlich abgestimmtes Arbeiten. Ebenso war im Rahmen des Ganzen ein verhältnismäßig weiter Rahmen abzustecken: die Wünsche einer jungen Braut, wohl auch die Anforderungen eines erfahrenen Brautvaters, auch die Meinungen des Bräutigams und die praktischen Erfahrungen rundum im Dorf. Auch das eine oder andere mißratene Stück stand zur Debatte; das alles mag geistig Pate gestanden sein. Zeitlich mußte der bestellte Brautkasten genau zum vorgesehenen Termin fertig sein, wenn die Brautfuhre in das neue Heim eingespant wurde oder wenn die Gäste zur „Brutstubat“ eintrafen und wenn dabei die erworbenen oder gespendeten Stücke gegenseitig bewundert und beurteilt wurden.<sup>9</sup> Natürlich stand hinter all dem eifrigen Gehabe eines solchen Polterabends auch ganz nüchtern das Geld und spätestens bei der Bestellung eines solchen Möbelstückes mußte auch der Preis ausgehandelt werden, er hat ja die Kostbarkeit aller handwerklichen Arbeiten

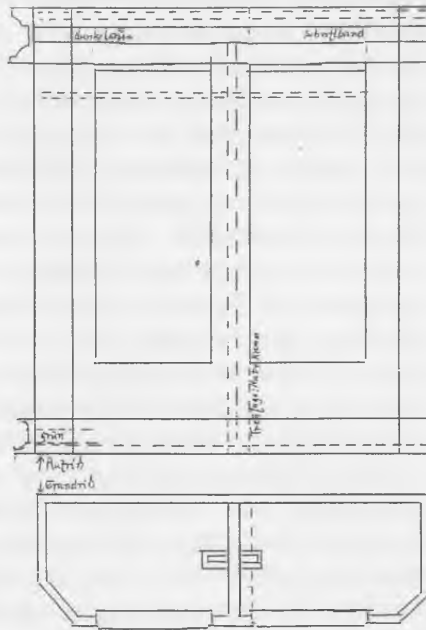


Abb. 7: Schema eines solchen Brautkastens: über die handwerklichen Bestandteile eines solchen traditionellen Möbelstückes gibt die Zeichnung mit Grundriß und Aufriß genauere Auskunft. Die verschiedenen Teile sind maßgetreu in cm-Angaben gezeichnet.



Abb. 8: Nicht bloß der erste Brautkasten ist in der ursprünglichen Form erhalten geblieben, auch das mindestens 250 Jahre alte Bauernanwesen am Häfenberg 4 hat im Kern seinen alten Baustil bewahrt. Das Haus trug über die lange Periode seit dem 18. Jahrhundert die Hausnummer des Oberdorfer Viertels.

ganz stark mitbestimmt. Dafür haben wir beim Häfenberger Brautkasten freilich keine näheren Angaben.

Die alten Braut-Kleiderkästen wurden meist aus Fichtenholz erzeugt. Für reiche Bürgerhäuser hat man wohl auch die schweren einheimischen Laubhölzer (Esche, Eiche, Buche, Basthesel oder Zirbe) wegen der schönen Maserung verwendet. Als ganz nobel galten Truhen aus Zirbel-Holz. Zirbene Truhen sind eine Art Schutzkästen gegen Befall von Motten und Holzwürmern. Zirbene Holz Möbel und die Holzwürmer vertragen sich nicht und bleiben folglich vom Holzwurm frei.

In jedem Fall war die massive Holzkonstruktion selbstverständlich. Man kannte noch nicht die überaus billige Herstellungsweise mit schwachen Aufbauelementen, die durch die furnierte Bauweise (oder mit Sperrholzplatten) nach außen glänzend ausschaut. Solch „modernen“ Möbel fehlt es oft an Stabilität, und an Ausdauer können sie erst recht nicht mit den oft schwerfällig wirkenden alten Möbeln konkurrieren. Der Kasten ist fast immer zweiteilig und das verbindende Element gehört meist zum breiteren linken Teil. Die Trennungslinie verläuft dann knapp vor der Tür der anderen, rechten Seite; das gilt für die ganze Tiefe des Kastens und verläuft auch der Höhe nach. Der schwere Teil wird mittels Nut und Kamm in den anderen herangeschoben. Im Modell von 1763 ist im Bodenbrett wie auch im Deckenbrett mit einer Keilkonstruktion die feste Verbindung geschaffen. Sie kann in einfacher Weise gelöst werden und so kann der Kasten auch durch schmale Türen in den entsprechenden Raum eingebracht und aufgestellt werden. In jüngeren Konstruktionen, ungefähr ab 1800, werden an Stelle der Keilverbindungen starke Holzschrauben, und mit starkem gedrehten Holzgewinde, verwendet. Die Kästen sind zweitürig. In der einen Tür befindet sich das Türschloß mit großem Schlüssel, beide schmiedeisern und oft kunstfertig ausgedacht (Abb. 10). Die zweite Tür ist von außen nicht zu öffnen, sondern sie ist mit einfachem Schieberriegel nur von innen her verschlossen; aber sie ist so mit einem Griff auch leicht zu öffnen. Die Türen sind verhältnismäßig klein, wie es sich aus der gesamten Anlage dieses Möbels ergibt. Es findet sich ein breites Bodenabschluß-Brett an der Vorderseite des Werkstückes. Ebenso ist noch ein oberes breites Abschlußbrett angebracht. Das gibt freilich der ganzen Konstruktion des Kastens eine große Festigkeit. Das stehende Mittelstück ist ca. 13 bis 20 cm breit und gehört noch zum einen, breiteren Teil der Gesamtkonstruktion. Wie besonders der Grundriß zeigt, haben diese Kleiderkästen eine starke Abschrägung der vorderen Seitenecken.

Das Gaden = Elternschlafzimmer war oft recht eng und für die Kleiderkästen blieb nicht viel Raum übrig. Aus praktischen Gründen dürften die rechteckigen Ecken der Kästen abgeschrägt worden sein, daß man sich leichter daran vorbeibewegen (oft auch vorbeidrücken) konnte. Es gibt auch viele Kästen, die (vom Beschauer aus links) die „Hengete“ = der Aufhängerteil, also den Teil zum Aufhängen der Männeranzüge und auch der Frauenröcke links eingeteilt haben. Das erzwingt mit dem jeweiligen stehenden Seitenteil nochmals eine Verschmälerung der Kastentüren. So entstehen auf beiden Seiten des Möbelstückes verhältnismäßig große Teilbereiche, die vor allem unten und oben im Kasten zum Teil recht schwer zugänglich sind und eine geschickte Einteilung der Wäsche durch die Hände der Hausfrau erfordern. Das stehende Mittelbrett teilt den Kasten in zwei gleiche Teile. Die (vom Beschauer aus meist) rechte Seite wird zum Aufhängen der Männeranzüge und der Frauenröcke verwendet. Ganz einfache Vorrichtungen, oft von gedrehten Holzhacken unterstützt, dienen als Aufhängevorrichtungen. Die linke Seite des Kastens ist öfters durch die nötigen, festeingebauten Querbretter eingeteilt und dient so für das geordnete Unterbringen der Wäschestücke. Das kann aber auch gute Dienste leisten, um Kostbarkeiten in verlässlicher Weise unterzubringen, einzuschließen oder gar zu verstecken.

Im Vorarlberger Raum haben die Kleiderkästen im Gaden und der Stubenkasten keine Füße und das heißt sie sind unmittelbar, ohne Zwischenraum auf den Fußboden aufgestellt. M. a. W., sie bilden mit dem quergelagerten und vorgesetzten Abschlußbrett einen sauberen Abschluß dem Boden entlang. Sie konnten nach unten auch (noch öfter nach oben, zur Decke hin) mit einer Art breit ausgebildetem „Sims“ einen festen Abschluß bilden. Diese Konstruktion wurde offensichtlich zum Schutz gegen Mäuse gebildet und auch daß der unvermeidliche Staub und Dreck nicht eindringen konnten. Jenseits des Arlberges, also im bairisch-österr. Siedlungsraum, haben diese Kästen oft auch gedrechselte Füße. In solchen Kleinigkeiten kündigt sich zuweilen die Besonderheit einer bestimmten Werkstatt an, also eines leistungsfähigen Schreiner- oder Malerbetriebes. Für ein bestimmtes Gebiet kann eine solche Werkstatt volkskundlich den führenden Trend über Jahrzehnte hin bestimmen (Abb. 11).

Die Blätter der Türen sind zusammengesetzt und oft von der Innenseite her solid zusammengehalten durch zwei starke hölzerne Querleisten, d.s. leicht konisch zulaufende „Gratleisten“, die verbunden mit den parallel laufenden schmiedeeisernen Bändern



und ebensolchen geschmiedeten Nägeln für die Türangeln eine sichere und nahezu fugenlose Verbindung darbieten und zugleich die geschlossene Außenfläche für die malerische Gestaltung vorbereiten. Im Äußeren dient das Fußsims wohl auch dem besseren Schutz der bemalten Kasten gegenüber zu eifrigen Putzerinnen. Das obere Sims ist bedeutend höher und weitausladend. Es hat kaum eine konstruktive Aufgabe zu erfüllen, dient aber dem Schmuck des Ganzen, bzw. beinhaltet auch eine ca. 7 cm breite Schriftleiste für die Jahrzahl und die Namen. Im Fußsims findet sich diese grüne Leiste ebenfalls und zwar entlang der ganzen Vorderseite und der Seitenbegrenzungen. Sie stellt ein gestalterisches Gegenstück her, aber ohne Namen und Zahlen. Die obere und die untere Leiste sind in satter grüner Farbe gehalten und geben der ganzen malerischen Gestaltung ein gewisses Ruhe-Element. Auffallend ist immer wieder die malerische Behandlung, besonders der verhältnismäßig großen raumfüllenden Blätter der Türen; sie geben der Phantasie und der Frömmigkeit viel Raum. Beliebt sind als Symbole die Namen von Jesus und Maria, selten vom hl. Joseph, dazu kommen ornamentale Formen und oftmals Blumendarstellungen, weiter das Kreuzmotiv, das Symbol des Herzen Jesu und manchmal auch ein Dreifaltigkeitsmotiv (Abb. 13–15). Beim Häfenberger Hochzeitskasten ist auf den beiden unteren Blättern ein recht auffallendes Dreifaltigkeitssymbol zu sehen, das wohl in Anlehnung an die berühmte Dreifaltigkeitsvision des hl. Bruder Klaus von der Flüe ausgeführt wurde.<sup>10</sup> Vordergründig sind drei ineinanderlaufende weiße Blütenblätter zu sehen und im Hintergrund wiederholt sich das gleiche Motiv in recht dunkler Farbe (Abb. 12).

## II. Teil: Der Brautkasten von 1822

Als ein konkretes Beispiel für diesen zweiten Teil sei der Brautkleiderkasten von 1822 angeführt. Es geht um das Hochzeitspaar Johann Fußenegger (mit einem „g“ geschrieben), geb. am 30. 2. 1797, gest. am 20. 2. 1841 und der Maria Katharina *Winder*, geb. am 17. 2. 1792 und gestorben am 20. 9. 1844 (W 316) - (Abb. 2).

### 1. *Der Vergleich*

Diese Braut hat ihren Brautkasten in die Hanggasse 14 mitgebracht. Der Kleiderkasten ist dann gegen die Jahrhundertwende in das neue Familienhaus, am Fahnacker 4, gekommen und dort bis heute geblieben. Im ersten Teil dieser Überlegungen sind wir vom Hochzeitskasten des Jahres 1763 ausgegangen und die Geschlechterfolge ist bis auf unsere Tage zurückverfolgt worden. Im nächsten Arbeitsgang ist untersucht worden, wie dieser bestimmte Namensstamm nach drei Richtungen sich ausgebreitet hat und wie diese drei Klockerstämme in der Folge auf Dornbirner Boden in der männlichen Linie zurück nicht mehr miteinander verwandt sind.

Im zweiten Fall, also mit dem Brautkasten von 1822, wird nun beobachtet, wie rund 6 Jahrzehnte später ein Geschlecht seinen Ursprung genommen hat, wie von diesem einen Paar Fußenegger-Winder bis in unsere Tage rund 800 Dornbirner ausgegangen sind: eine unglaubliche Lebenskraft hat sich nicht nur erhalten, sondern hat ungebrochen weitergewirkt bis in unsere Zeit. Für alle zusammen ist dieser zweite Hochzeits-Kleiderkasten zum Symbol der Einheit, der Zusammengehörigkeit und der Lebensverbundenheit mit der Heimatstadt Dornbirn geworden.

Dieser Kasten vom Fahnacker zeichnet sich also durch die solide Machart aus, durch das geschwungene Obersims und wohl auch durch die kräftigen Holzschrauben, die die beiden Hauptteile fest zusammenhalten. So ist ein neues Element in das äußere Erscheinungsbild gekommen, aber ansonsten hat sich gegenüber dem ersten Modell kaum viel verändert.

### 2. *In des Lebens Fülle*

Das Paar Johann Fussenegger und Maria Katharina Winder hat 6 Kinder gehabt und alle bis auf eine Tochter haben geheiratet. Über zwei Söhne ist der Name Fussenegger weitergewachsen in

das Lebensgefüge von Stadt und Land. Auch vier Töchter haben nicht weniger zum Lebensfortgang beigetragen (Abb. 5). Der erste Sohn, Josef Anton *Fussenegger*, Schuster in der Hanggasse 14, hat mit seiner Frau Maria Anna Spiegel eine Fußengegger-Linie im Hatlerdorf begründet; in dieses Geschlecht gehört auch der Verfasser des hier vorliegenden Artikels. Bei der ersten Tochter *Maria Margarethe* ist als Mann Alois Schwendinger im Ehebuch eingetragen; dieser Stamm ist freilich nur noch eine Generation weitergegangen. Die zweite Tochter, *Maria Magdalena* hat zweimal geheiratet, zuerst den *Flax* Johann Georg und nach dessen frühen Tod hat sie den Gebhard *Köb* zum zweiten Mann erwählt. – Die dritte Tochter *Maria Martha* ist die Stammutter eines Geschlechtes Franz Martin *Hämmerle* in der Hinterachmühle. Diese Hämmerle-Stamm hat sich reichverzweigt: das eine sind die Hämmerle-Nazeler geworden, einige Kinder davon sind freilich früh oder ledig gestorben. Das fünfte Kind war wieder eine Tochter, nämlich *Karolina*; sie hat gemeinsam mit ihrem Mann Josef Anton *Wohlgenannt* einen sehr starken Wohlgenanntstamm auch in der Hinterachmühle heranwachsen gesehen. Und schließlich ist noch anzuführen der 2. Sohn des Stammpaares, (das 6. Kind der Familie) ist *Josef Michael*, geb. 1831. Er war mit Maria Anna Wohlgenannt verheiratet gewesen: dieses Geschlecht hat sich in den Enkeln unter den Namen *Schneider* in Höchst und *Winder* im Hatlerdorf ausgebreitet. Eine weitere Tochter, Maria Anna 1824–1894, ist ledig geblieben. Hier ist zusammenfassend festzustellen: Der Wirklichkeit entsprechend und methodisch ist die Vorgangsweise bei den Kästen genau umgekehrt. Im Fall Klocker Häfenberg sind die Hochzeit 1763 und die Wohnung am Berg vorgegeben: das Haus für den Hochzeitskasten bleibt über 200 Jahre hindurch immer gleich. Im II. Fall Fussenegger-Winder stehen zum Anfang der Kasten und die Hochzeit des Brautpaares. Die weitere tatsächliche Folge geht von diesem Stammpaar aus und wird in den folgenden 180 Jahren weiter erforscht, der Blick geht zunächst nur auf die Menschen. Der Brautkasten wandert dann von einem Haus zum anderen und landet schließlich um 1895 im Fahacker 4. Die Fruchtbarkeit eines solchen Paares liegt auf der Hand. Der Hochzeitskasten wird in der Erbfolge womöglich immer an den ersten Sohn weitergegeben. Der Kasten aber kommt normalerweise als Kleiderkasten ins „Gaden“, ins Elternschlafzimmer.

### 3. Der Religiöse Schmuck

Der betont religiöse Schmuck des Brautkastens vom Fahnacker mag ein bleibendes Zeichen sein für den christlichen Geist, der von Anfang an in diesem Hause herrschte. Es ist ein Stamm, der in seiner weiteren Folge sich offensichtlich recht arm durchschlagen mußte, der sich aber trotzdem in den Geschlechterfolgen während des heraufkommenden Kapitalismusalters tapfer und lebensbewußt durchgeschlagen hat. In den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts sind einige Söhne und Töchter dieses Geschlechts nach den USA ausgewandert; das geschah im Zuge einer Wanderbewegung, die im vergangenen Jahrhundert eine Reihe von jungen Familien übers große Wasser in die „Neue Welt“ geführt hat.

Die Türfüllungen weisen von der malerischen Seite her oft das Kreuz-Motiv auf, oder das Symbol des Herzens Jesu. Auch das Dreifaltigkeitssymbol ist recht beliebt. Beim Häfenberger Kasten ist auf den beiden unteren Türtafeln ein recht auffälliges Dreifaltigkeitszeichen angebracht (Abb. 12–15).

### III. Teil: Ein bäuerlicher Hochzeitskasten ex anno 1798

Hier mag ein kleiner Hinweis auf ein einfaches Modell genügen. Auch dieser dritte Hochzeits-Kleiderkasten weist auf die Gegend des Dornbirner Berges zurück (Abb. 3). Er ist das gegenständliche Zeugnis einer jungen Liebe geblieben. Dieser Brautkasten hat die Maria Agatha *Klocker* ins neue Heim begleitet; sie ist am 26. 10. 1772 geboren (K 259) und hat Jakob Kaufmann vom Heilenberg, geb. am 19. 11. 1764 (K 115) geheiratet. Dieser Ehe von 1798 war nur ein kurzes Glück beschert; das einzige Kind, Martin, ist am 23. 1. 1800 zur Welt gekommen und kurz darauf schon gestorben. Das Kind erhielt bei der Taufe nach traditionellen Regeln den Namen Martin, wie sein Großvater väterlicherseits (K 88), auch der Vater der Mutter trug den Namen Martin (K 259). Auch die Mutter ist dem Sprößling im Tode gefolgt; das junge Eheglück war bald dahin. So wird der dritte Kasten, in der Parallele zum tatsächlichen Leben dieses Geschlechtes, zum Symbol der menschlichen Tragik, die auch das Leben des Bauernvolkes begleitet. Der Hochzeits-Kleiderkasten aber blieb im

Hause am Heilenberg. Der junge Witwer Jakob Kaufmann hat wenige Jahre später ein zweitesmal geheiratet (K 124/509) und zwar mit Barbara Rümmele (R 427). Auch in der zweiten Ehe starb das erste Kind Katharina rasch dahin. Die weiteren Buben Martin und Georg wie auch die beiden Mädchen Maria Anna (1813) und Anna Maria (= Annomei, 1819) haben jeweils eigene Familien gegründet.

Dieser Kasten dürfte in seiner Aufmachung den Geist der französischen Revolution widerspiegeln, ein Geist, der ja auch bei uns in viele Schichten des gesellschaftlichen Lebens eingesickert war. Er ist ärmlich in seiner handwerklichen Gestaltung. Er trägt nur den Namen der ursprünglichen Braut und zwar so: im Schriftband auf der einen Hälfte steht „Maria Anna“ und auf der anderen Hälfte steht nur „Klockerin“ und eben die Jahrzahl 1798. Der Name des Bräutigams ist in Schrift und Farbe (nämlich Kaufmann Jakob) von vornherein nicht festgehalten worden; ein eher seltener Fall. Der Maler hat in seinem Werk bedeutsamer Weise auf jedes religiöse Zeichen verzichtet. Deshalb bringen die vier Türblätter nur Blumenornamente zur Darstellung. Das Türschloß ist ganz einfach und billig, seiner Art nach schon eine Serien-Erzeugung. Die zwei schmalen und niederen Türen machen die Arbeit in den oberen und unteren Fächern, beziehungsweise in diesen schwerer zugänglichen Ecken für jede Hausfrau ziemlich mühsam. Als zusätzliches Schmuckstück aber ist das obere, geschwungene Sims ausgearbeitet. Im Grundriß bleibt auch dieser elterliche Kleiderkasten den anderen von 1763 und 1822 sehr ähnlich, weil sich ja die Lebensanforderungen bis in seine Jahre im wesentlichen kaum geändert haben.

So ist auch dieser Kleiderkasten nicht nur ehrwürdig durch sein Alter und seine lebendige Verbundenheit mit der Familiengeschichte eines ganzen Stammes, sondern in seiner Eigenart auch schön.

Dieser Kleiderkasten hat zusätzlich zur Schrägstellung des Eckbrettes das entstandene Achteck noch abgerundet, sodaß sich ein annähernd achteckförmiger Grundriß ergab. Damit dürfte sich das bereits angedeutete Motiv ergeben haben: Im allzeit engen Gaden stand der Kleiderkasten meist gegenüber dem Fußende des Elternbettes; so ist freilich der Durchgang noch mehr verengt. Damit man doch ungehindert am Kasten vorbeikommen konnte bzw. die Kleiderstücke herausgerichtet werden konnten, war dieser freie Zugang unerlässlich und die abgerundeten Ecken dienten diesen praktischen Erfordernissen in guter Weise. Der dritte Brautkasten von Heilenberg-Badhof aus dem

Jahre 1798 – also mitten in den geistigen Wirren im Gefolge der französischen Revolution und den nachfolgenden napoleonischen Kriegsumwälzungen in der ganzen europäischen Landschaft und im besonderen auch im deutsch-österreichischen Raum entstanden – kommt zum tragen und hat sein besonderes Schicksal, ja er trägt deutlich die Signatur dieser Zeit. Er hat seinen Lebensdienst geleistet, denn er kam mit der Brautfuhre der Braut Maria Agatha Klocker (K 259) in die Familie des Jakob Kaufmann (K 115/509) an den Heilenberg. Diese Frau ist aber recht früh gestorben im unmittelbaren Zusammenhang mit der Geburt des einzigen Kindes. Der Kasten blieb danach gemäß der rechtlichen Lage am Heilenberg, beim Gatten Jakob Kaufmann (Abb. 6). Aber in der zweiten Ehe kam eine neue Frau ins Haus – und damit auch die Rümmele-Linie von Kehlegg (= Stamm VI von Kehlegg), d. i. Maria Barbara *Rümmele*, geb. 1785 (R 427). Vermutlich hat sie selbst einen Brautkasten mitgebracht und der Klocker-Kleiderkasten dürfte damit „übrig“ geworden sein. Da griff die Mutter Klocker ein, nämlich Katharina geb. Schwendinger, verheiratete Klocker (K 259 – K 115). Die greise Mutter sorgte dafür, daß ihr Kasten, bzw. der Kasten ihrer Tochter Maria Agatha, geb. 1772, wieder in den Besitz des Stammes Klocker = Palmers zurückkam. Über die zwei weiteren Generationen ist die Geschichte, bzw. der Standort des Kastens nicht mehr zu erheben, der Kasten blieb aber eindeutig im Familienbesitz der Urenkelin Anna Maria, geb. 1848. Das Revolutionsjahr 1848 war für diese „Eisenharzerin“, aus dem Palmerstamm, der Zeitpunkt, um schließlich den Kasten wieder voll zu übernehmen.<sup>11</sup> Damit aber dürfte im Jahr 1878 der Kasten endgültig in ihren eigenen Stamm Klocker (K 707) zurückgekehrt sein. So kam der alte Kasten, gleichsam als neuer Standort, in das Moosbrugger-Haus in Bürgle 3. Durch die Bemühungen der bekannten Hebamme Maria Moosbrugger kam der Kasten schließlich in den neuen großen Bauernhof im Hatler Ried, zum Träger des Mannesstammes, Karl Moosbrugger in der Parzelle Im Grund 1 (Abb. 9). Karl ist verheiratet mit Elisabeth *Fink*, einer Enkelin des Bregenzerwälder-Bauernführers Jodok Fink, Vizekanzler Österreichs, von Andelsbuch. Mit Recht wird dieser Brautkasten als wahres Schmuckstück des großen Hofes gewertet und geschätzt. Hier sei ausdrücklich auch auf ein konkretes Gegenbeispiel hingewiesen: Anfang Jänner 1993 kam ich in eine Neubauwohnung in einer großen Siedlungsanlage. Da stand ein alter Hochzeitskasten, ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammend. Die jetzigen Besitzer, die diesen Kasten

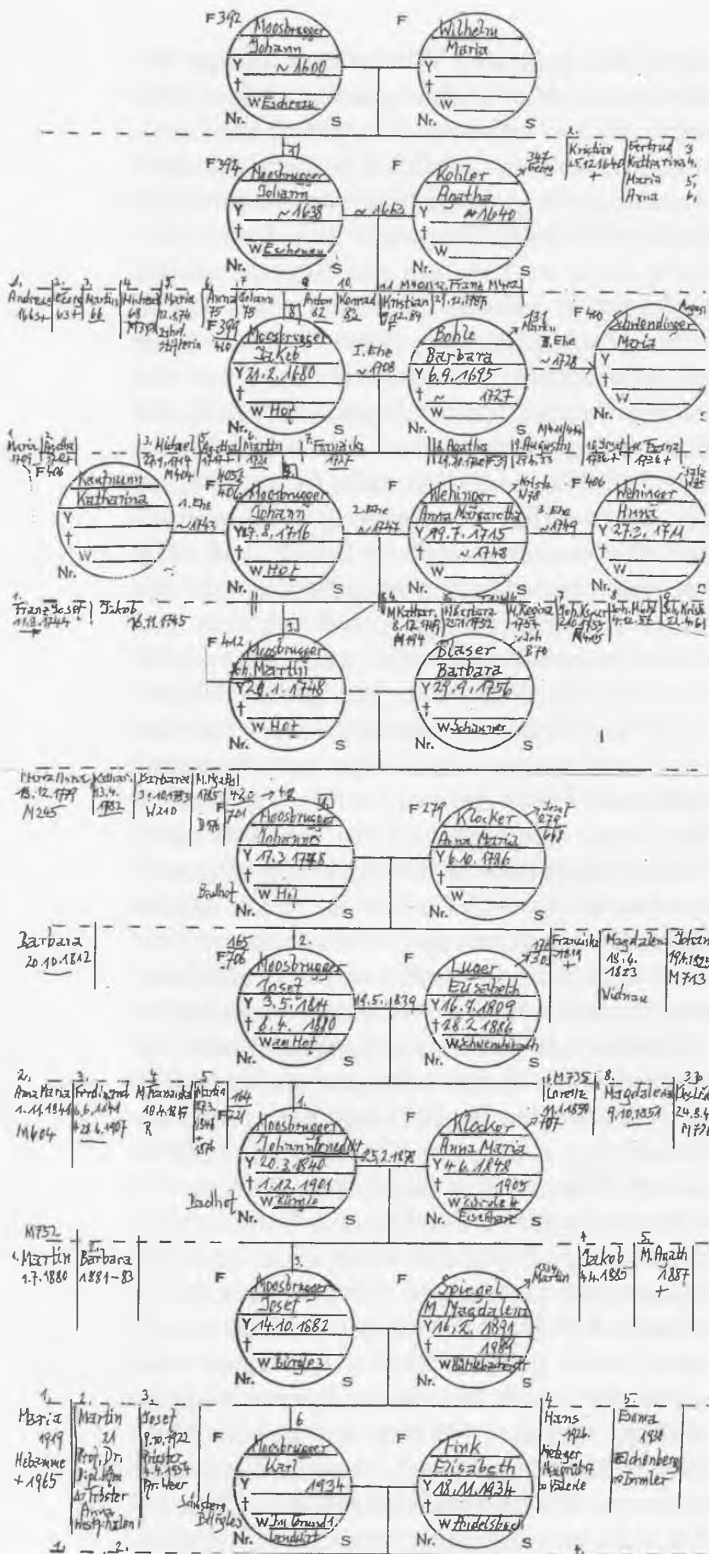


Abb. 9: Zum Brautkasten von 1798 gehört als lebendiger Hintergrund der Stamm des Moosbrugger Karl. Diese Linie hat über einen weiten Zeitraum am Oberdorfer Berg gehaust und ist erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts auf die Hatler Seite geraten. In den beiden letzten Generationen holen sich die Bauernsöhne ihre Frauen aus dem Bregenzerwald bzw. aus der Gegend am Pfänderstock. Alle anderen Frauen dieser Linie, von 1891 zurück bis zum Stammvater um 1600 stammen aus den lupenreinen Dornbirner Geschlechtern.

günstig erwerben konnten, schätzen dieses Möbelstück sehr. Er war auffallend wegen seiner Höhe und Breite und er dürfte von einer verhältnismäßig reichen Braut mitgebracht worden sein. Vermutlich stammt diese Braut aus der großen Mesnerfamilie von St. Martin, Dornbirn I, die diesen Dienst für die Kirche und für die eigene Lebensgemeinschaft im damaligen Dorf lückenlos über fünf Generationen besorgt haben. Diese Braut dürfte also in einen Lugerstamm eingeheiratet haben. Man berichtet, als die heutige Besitzerfamilie diesen Kleiderkasten übernahm, war er schon ganz schwarz und innen hingen die Tapeten, die ja den Innenraum bekleiden und ausschmücken sollten, in Fetzen herunter. In der Folge ist dieser Kasten mehrfach abgelaugt worden. Da kam das schöne Fichtenholz in seiner Faserung voll zum Vorschein. Doch trotz der guten Schreinerarbeit hat der Kasten praktisch seinen ganzen Charakter verloren, weil von der ursprünglichen Maleridee und der handwerklichen Malerkunst keine Spur übrig blieb. Der große Kasten wirkt deshalb wie nackt. Sehr schade, denn durch dieses gründliche Ablaugen und den Übereifer beim Reinigen ist das Kostbarste dieses Werkstückes völlig verloren gegangen. Der Kasten verlor seine Besonderheit fast ganz. Er hat damit auch den größten Teil seines antiquarischen Wertes eingebüßt. Wenn jedoch ein entsprechend ausgebildeter Restaurator diesen Kasten von den alten Schmutzschichten befreit hätte, auch wenn manches nicht mehr herzustellen war bzw. freizulegen war, er hätte ein höchst kostbares Zeugnis aus einer früheren Zeit dargestellt. Es kommt öfter vor, daß kleine Teile von einem fachlich ausgebildeten Schreinermeister ergänzt oder daß die Malerei durch einen heutigen Meister des Fachs stilgerecht erneuert werden müssen, richtiger in die ursprünglichen Form und in den wirklichen Farben, aber mit vorsichtigen Händen, restauriert werden muß. Dann wird jedermann das Wertvolle eines solchen Hausstückes gut erkennen können. So aber ist fast alles vom ursprünglichen Meisterwerk verloren und für immer dahin.

#### IV. Teil: Zusammenfassung

Im Sommer 1992 war in Maria Saal in Kärnten eine umfangreiche Ausstellung von Bauernmöbel zu sehen, darunter eine ganze Reihe von Hochzeits-Kleiderkästen. So ergab sich dort genügend Vergleichsmaterial zu solchen Brautkästen auch in unserer engeren Heimat. Ein Hotel am Arlberg, wo im Sommer und im Win-



ter viele Touristen zukehren, hat als Speisekarte das Modell eines solchen Kleiderkastens; das Bild weist seinerseits auf verschiedene Tiroler Varianten hin. Inwendig aber ist die ganze Speisekarte dieses Gastbetriebes eingelegt. Gewiß eine tolle Idee, um heimisches Brauchtum und Tourismus zu verbinden; solange dieses Vorhaben einmalig bleibt, darf es sicher unterstützt werden.

Alles in allem und über einen Großteil des alpenländischen Gebietes hin finden sich also solche Möbelstücke, die heute in verschiedener Weise mit höchster Ehre behandelt und mit hohem Preis gehandelt werden. In dieser Gesamtschau und im unmittelbaren Vergleich mit anderen österreichischen Bundesländern dürfen sicher auch die wertvollen Stücke gesehen werden, die hier besprochen werden. Damit ist ein Versuch unternommen, nicht nur von der volkskundlichen Seite her diese Gebrauchsgegenstände unserer Altvorderen näherzutreten, sondern diese Brautkästen im lebendigen Zusammenhang unseres heimischen Brauchtums und in der genealogischen Verbundenheit zu betrachten und ein Stück der Dornbirner Heimatgeschichte zu dokumentieren. Auf alle Fälle sind diese überlieferten Kleiderkästen ein schönes Zeugnis der Wohnkultur in unserem Volke, die lebendige Weiterentwicklung von einem halben Jahrhundert ins nächste hinüber, auch von dem gleitenden und doch sich weiterentwickelnden Zustand des Handwerks. Das Volk denkt und arbeitet, plant und schmückt nach dem Bregenzerwälder-Satz: „Mir ehrend das Alt und grüßen das Neue!“<sup>12</sup> Was an Einzelheiten im Laufe dieser Darlegungen besprochen wurde, findet hier noch mancherlei Ergänzung bzw. in etwa umgekehrter Reihenfolge werden verschiedene Einzelheiten im Rahmen eines größeren Ganzen auch in der Entwicklung klarer sichtbar. Solche Gebrauchgegenstände fallen nicht vom Himmel, sondern haben überall ihre ganz konkrete Entwicklung genommen, angefangen von einfachen Versuchen und Formen (z. B. Truhen zum Versorgen von Hausgerät, besonders auch der Wäsche). Nicht zuletzt hat es zu jeder Zeit auch das Bedürfnis gegeben, die Familien-Kostbarkeiten gut zu bewahren und zu beschützen, längst bevor es den Haustresor gegeben hat oder die Sicherung von großen Werten mittels der Verwahrung in Bankinstituten.

## *1. Die Beständigkeit des Volkes im Wandel der Zeiten*

Schaut man auf die seelischen Vorgänge eines Volkes, dann darf man sich immer wieder wundern über die Widerstandskraft und Zähigkeit der gesamten Dornbirner und nicht weniger über die Erneuerungskräfte, die jeder halbwegs gesunden Lebensgemeinschaft innewohnen. Ein ähnlicher Vorgang ist beim Volke zu beobachten, wenn man die relative Beständigkeit der Volkskultur – wozu zweifelsohne auch die Wohnkultur der Bevölkerung eines Landes gehört – beachtet. Die hier angesprochenen Kleiderkästen sind geradezu ein Musterbeispiel wie trotz allem historischen Auf und Ab, wie in Kriegsläufen und in Hungerzeiten ein Volk auch zu seinen gegenständlichen Werten steht und wie diese still und ruhig weiterwachsen können. Gewiß zählen die Mütter und die Bräute eines Volkes zu den bewahrenden und weiterführenden Kräften, die die insgesamt positive Lebenshaltung tragen, garantieren und stets neu erhalten. Das Jahrhundert, das diese Kleiderkästen gleichsam eingekleidet hat, ist auch in Vorarlberg von viel bitteren Volkserfahrungen durchdrungen gewesen: Die Feudalherrschaft wurde endgültig überwunden; ein Merkdatum dafür ist der „Dornbirner Loskauf von Ems“ im Jahre 1771.<sup>13</sup> Jahrhunderte lang war die Herrschaft der Emser Grafen, besonders ihre wirtschaftliche Einflußnahme über die Leibeigenen, über die vielen Besitztümer in Haus, Wald und Feld so umfassend gewesen, daß ein beständiger Kampf des freien Teils der Dornbirner Bevölkerung, der sogenannten „Königlichen“<sup>14</sup>, nicht nur lebensnotwendig war, sondern das hat die Selbständigkeit des Charakters geformt und die eigene Verwaltung der Gemeinde geradezu erzwungen. Gewiß, Zinsen und Steuern waren auch von den „Freien“ des Gemeinwesens an die Habsburger Herrschaft zu leisten; aber die Fronarbeit, die „Libstür“ beim Todfall und die Militärpflichten bei den Emser Grafen waren näherliegender und wurden empfindlicher wahrgenommen.<sup>15</sup> Mit großer Entschlossenheit wurde unmittelbar nach der teuer erkauften gemeinsamen Freiheit bis gegen 1800 hin von den Gemeindegliedern und der Gemeindevertretung um die gerechte Verteilung des Bodens, der Alpen und der Wälder für alle Gemeindeglieder gerungen. Diese positiven Leistungen für das ganze Volk der Gemeinde Dornbirn mußten den Wirren und Spätfolgen der französischen Revolution und der Franzosenkriege abgetrotzt werden. Die französischen Armeen besetzten alle Länder Europas und ließen auch bei uns eine ähnliche Freiheitsbewegung wie in Tirol unter Andreas Hofer entstehen. Es

folgten die Jahre der bairischen Besetzung und die Hungerjahre um 1815 bis 1817. Der Absolutismus unter Kaiser Joseph II. führte zu Aufständen gegen diese engmaschige Herrschaft und Dornbirn war das Zentrum davon.

Auf kirchlichem Gebiet wurde Vorarlberg nach der Aufarbeitung der napoleonischen Umwälzungen und Kriegszüge zu einer politischen und kirchlichen Einheit zusammengeschmiedet. Das geschah nicht zuletzt dadurch, daß nach der Zeit der Aufklärung die kirchliche Einheit des Landes begründet wurde.<sup>16</sup> Rund 1200 Jahre waren in Vorarlberg Land und Volk kirchlich dreigeteilt gewesen, das Gebiet gehörte zu den uralten Diözesen Konstanz, Chur und Augsburg. Als nach 1820 der erste Weihbischof Bernhard v. Gallura sein Amt in Feldkirch antrat, waren z. B. zwei Drittel der erwachsenen Bevölkerung nicht gefirmt.

Das Volk blieb seinem Glauben treu. Unsere Hochzeitskästen von 1763, 1798 und 1822 sind gerade in dieser zeitlichen Streuung ein Widerspiel der geistigen Entwicklungen, sie sind mit ihrer Betonung der christlichen Symbole auch ein Beweis für den starken Willen, den katholischen Glauben lebendig im Volke zu erhalten.

Ohne Zweifel könnte an Hand von vielen Einzelheiten aufgezeigt werden, daß unsere industrielle Arbeiterschaft, die nach 1820 entstand<sup>17</sup>, in diesen Jahrzehnten nicht zum besitzlosen Proletariat abgesunken ist, sondern der alemannische Besitzwille, die nüchterne Berechnung der politischen Möglichkeiten, das eigenständige Arbeiten hat eine aufgeweckte Arbeiterschaft hervorgebracht. Auch viele Mädchen und Frauen mußten in den neuen Arbeitsmethoden Hand anlegen, aber dieses hartarbeitende Volk hat sich nicht von den Schalmeien des „Zukunftsstaates“ sozialistischer Prägung den Kopf verdrehen lassen. Nicht Klassenkampf war das Ziel, sondern diese Arbeitermassen haben sich von Anfang an das Selbstwertgefühl, die Solidarität und die eigenständige Weiterentwicklung bewahrt und im ganzen auch eine eigenständige Arbeiterschaft geformt. Andererseits hat nicht weniger die Handwerkertradition mit traditionellen Formen und mit fortschrittlichen Gedanken die Entwicklung weitergetragen durch die Zeiten.

Zu einem hohen Prozentsatz gehörte die Bevölkerung des Marktes Dornbirn dem Bauernstande an. Nach uraltem Recht ging es bei den Erbverträgen um die Realteilung. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wanderten deshalb viele der nachgeborenen Kinder in die Fabriken und damit in die Industrie-Arbeiterschaft ab. Durch die Realteilung konnten aber diese Arbeiterfamilien

ein Stück Besitz wahren und ihre eigenen Häuser bauen. Die Realteilung verkleinerte den Besitzstand der Bauernschaft zwar laufend (für den Bauernstand nachteilig), aber sie verhinderte im alemannischen Raum weithin die Proletarisierung. Denn wenn ein Arbeiter ein kleines Haus und ein eigenes Gütlein besaß, war er für die Klassenkampf-Parolen nur schwer zugänglich. Diese „Nebenerwerbsbauern“ der aufkommenden Industriegesellschaft blieben ihrem verkleinerten Besitzstand treu, sie waren schwer für sozialistische Ideen zu gewinnen, sondern formten sich eher bei den „Kasintern“ und traten in großer Zahl noch vor 1900 den christlichen Arbeitervereinen bei.

In Baden-Württemberg, in der Schweiz und im Allgäu gingen die wirtschaftliche und die gesellschaftliche Entwicklung ähnlich vor sich und das Land um den Bodensee hat sich kontinuierlich, jedoch unter großen Opfern hochgearbeitet. Hier konnten sich einheimische Unternehmer wie auch einfache Männer aus dem Volk durchaus auf gleicher Ebene und in gegenseitiger Achtung treffen. Für diesen Willen zur gemeinsamen Zukunft mögen die Brautkästen dieser Geschichtsperiode ein stiller Zeuge sein.

## *2. Die handwerkliche Entwicklung*

Wenn man die handwerkliche Leistung, die hinter diesen Kleiderkästen sichtbar wird, sich zu Gemüte führt, dann entsteht eine offene Frage: Woher diese offensichtlich einheitlichen Baupläne, woher diese gleichen Grundrisse und die ähnliche künstlerische Ausschmückung? Die Kulturräume etwa von Kärnten und von Vorarlberg lagen doch weit auseinander, es gab kaum mehr eine einheitliche gewerbliche Organisation im heutigen Sinn und kaum eine geordnete einheitliche Ausbildungsmöglichkeit. Die Verkehrsverbindungen über Berge und Täler entlang dem Hauptkamm der Alpen waren denkbar schlecht. Und doch sind gerade bei diesen Brautkästen sehr einheitliche Entwicklungen festzustellen.

Woher also diese Entwicklung? Die alten Zünfte hatten ihre großen Zeiten gehabt, aber sie waren um diese Zeiten doch weithin verkrustet. Unter den Handwerksgesellen waren nicht bloß sozial-unruhige Köpfe vorhanden, sondern auch genug eigenwillige Jungmänner in den verschiedensten Berufen. Sie waren auch nicht nur von der Abenteuerlust getrieben, um neue Länder kennen zu lernen. Aber was an Fortschrittswille und Handwerkslust vorhanden war, hat offensichtlich die Grenzen der Länder und



Abb. 10: Ein Musterbeispiel für die handwerklichen Ideen, die technischen Einzelheiten und die Schönheit der Arbeit ist dokumentiert mit der Abbildung des Türschlosses von 1763. Natürlich ist alles in präziser Handarbeit gefertigt und dem Fachmann mag dieses Foto noch manche Einzelheiten verraten.



Abb. 11: Nicht bloß das schmiedeeiserne Türschloß von 1763 weist auf die sorgfältige Handwerksarbeit der Schlosser hin, sondern auch die Türbänder und die geschmiedeten Nägel weisen auf die durchgeformte Arbeit guter Schmiede-, bzw. Schlossermeister hin. Diese Einzelheiten in der Ausführung der Arbeit sollten wohl bedacht werden. Sie gehören selbstverständlich zur Gesamtheit, Schönheit und Einheit eines solchen Werkes.



Abb. 12: Es ist immer schwierig die Dreifaltigkeit bildhaft darzustellen, denn Gott ist immer der Ganz-Geistige. Fast ebenso schwierig ist die symbolhafte Darstellungsweise, d. h. die Einheit Gottes und die drei göttlichen Personen in einem Bild zu fassen. Hier ist offensichtlich die Dreifaltigkeitsvision des hl. Bruder Klaus Pate gestanden mit den drei aufeinanderzulaufenden weißen Blumenblättern. Die Tiefe dieses Symbols ist wohl zum Ausdruck gebracht, in dem in der Tiefe des bildlichen Hintergrundes, die drei Blätter in dunkler Farbe sich wiederholen.



Abb. 13: Geradezu als Mustermotiv in der bildnerischen Ausstattung vieler Brautkästen darf das Jesuszeichen benannt werden. Mit den drei griechischen Großbuchstaben JHS, also abgekürzt für Jesus, auch überragt vom Kreuzzeichen, das auf dem Querbalken des griechischen H (= das lateinische Zeichen E) aufruht.



Abb. 14: Das Gegenstück auf dem zweiten Türblatt sind die beliebten Symbolbuchstaben für den Namen der Gottesmutter Maria, die ineinander verschlungen sind und oft auch geschmückt mit einer weißen Lilie, dem Symbol für den jungfräulichen Menschen, also konkret für die jungfräuliche Gottesmutter Maria.



Abb. 15: Der Brautkasten von 1822 bietet auch eine ganze Reihe von schönen Beispielen des religiösen Schmuckes: das erste Motiv ist das Herz-Jesu-Symbol: ein Herz umrundet von einem blutigen Dornenkranz und überragt von einem Kreuzzeichen. Dieses Symbol hat seinen konkreten Sitz im barocken Frömmigkeitsideal, es wurde von Brixen aus gepflegt, das seit 1820 zum kirchlichen Mittelpunkt und Sitz des Bischofs auch unseres Landes geworden war.

die staatlichen Vorschriften der absolutistischen Periode gekannt und bewußt an deren Aufarbeitung und Überwindung mitgewirkt. Sie haben gerade das Neue und Zukunftsweisende geliebt, gelernt und übernommen und auch in die heimatlichen Gefilde der verschiedenen Regionen, die sonst kaum Verbindungen untereinander hatten, unterhalten. So sind die nahezu gleichen Arbeitsstücke der Schreiner, der Maler und Schmiede/Schlosser vielerorts entstanden. Bis in viele Einzelheiten hinein, etwa der Arbeitsweise oder der Stilelemente der Malerei gleichen sich die Stücke vom Elsaß bis in den Wiener Raum, vom Norden Bayerns bis in den Süden des Alpenkamms und in die kärntnerischen Täler hinein. So kann das geistige Ringen jener Zeit an den Tatsachen der Gesellenstücke aufgezeigt werden.

Die Bilder an den Türblättern der Kästen im Elternschlafzimmer und die Herrgottswinkel in jeder Familienstube waren wie Bollwerke des Glaubens gegenüber allen negativen Einflüssen, auch gegenüber allen neuerungssüchtigen Kreisen und einer aufgeklärten, machtvollen Beamtenschaft. Dieses Volk der Kleinbauern, der aufgeschlossenen Handwerksburschen, ja auch der tapferen Frauenherzen, die sich gegen die aufklärerischen Professoren und Priester einstellten, hat landauf, landab bewußt und hinhaltenden Widerstand geleistet und dafür auch große materielle Opfer gebracht. Die Periode des Frühkapitalismus setzte den meist recht armen Familien scharf zu, doch man brauchte die Arbeitsplätze der Industrie, man schuftete bis zum Umfallen in den noch kleinen Fabriken und in den häuslichen Webkellern, im 12- bis 14stündigen Arbeitstag.

In vielen Familien starben Kinder und Erwachsene wie die Fliegen an Schwindsucht (TBC) und anderen Mangelkrankheiten. Neben diesem harten Ringen mag gerade die schmuckhafte Ausbildung der Brautkästen ein Stück jenes Lebenswillens kundtun, der sich trotz aller Not und Bedrängnis nicht kleinkriegen ließ, sondern in den Trachten des Landes oder in den Gegenständen der Wohnkultur seinen Lebenswillen und seine Fröhlichkeit und den Willen zum Schönen und zur Festlichkeit weiter pflegte.

### *3. Woher diese Einheitlichkeit?*

Man kann die unvermeidliche Frage auch so formulieren: welcher Platz kam der heimischen Möbelerzeugung im Ablauf dieser Geschichtsperiode zu? Zur Wohnkultur dieser Zeit gehörte geistig der Fortschrittswille. Nicht immer konnte man in der Not

dieser Zeit neue Häuser bauen; ja es wurden manchmal alte Häuser in den Bergparzellen abgebrochen und im Tal neu aufgestellt – nach der Devise: „Lob den Berg und zieh ins Tal!“ Zur Bauernstube gehörte der Kachelofen und die an den Wänden der großen Stube entlanglaufende Bank. Als Gegenstück gehörte dazu auch die Ofenbank und die „Kust“, eine Auslegerin des Ofens.<sup>18</sup> Dazu gehörten ebenso die schmalen Elternbetten im Gaden. Die Betten waren meist – an Stelle der heutigen Matratzen – mit Säcken gefüllt, die an Stelle des Strohs oft mit Buchenlaub prall ausgefüllt wurden.<sup>19</sup> Ins Gaden kam auch der neue Kleiderschrank, den in vielen Fällen die junge, fleißige Braut ins Heim einbrachte. Es war aber nicht nur der leere Schrank in der neuen Bauart, es war der Stolz jeder Braut, daß der Kasten von Anfang an gefüllt war mit dem Schatz an brauchbarer Bettwäsche für Mann und Frau und für die zu erwartenden zahlreichen Kinder in den Kammern.

Die Landwirtschaft konnte zur Not die wachsende Bevölkerung des Landes ernähren. Sie hat in ihren Produktionsmethoden über viele Jahrhunderte hinweg immer das gleiche bewahrt und getan; sie hat um 1800 im ganzen Alpenraum noch kaum wesentlich neue Methoden entwickelt. Die nachfolgenden Kinder mußten oft schon mit 8 bis 10 Jahren in die Fabriken und so mit ihrem beschämend kargen Lohn zum Lebensunterhalt der ganzen Familie beitragen. Der Frühkapitalismus nützte dieses sich anbietende Arbeitsreservoir in unverschämter Weise aus. Der allseitige Kampf für das tägliche Leben drückte viele Menschen im Lande unbarmherzig.

Das Volk war, um 1800, besonders in den größeren Orten des Rheintals, von einer eigenartigen inneren Unruhe getrieben. Man hat sich gerade deshalb um die Schulausbildung bemüht, um vorwärts zu kommen. Die Lehrerschaft war miserabel bezahlt. Sie setzte sich zu einem spürbaren Teil aus ausgedienten alten Soldaten zusammen, außerdem war nur eine armselige Kurzausbildung der Volksschullehrer möglich.<sup>20</sup> Höhere Schulen und Studienplätze waren sehr mager gesät. Dieses Volk im Rheintal und in den Bergen brachte jedoch nicht nur fähige Köpfe in vielen Berufssparten hervor, sondern war auch in vielen Fällen wahrhaft ausbildungsbeflissen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts griffen die staatlichen Vorschriften in Mitteleuropa ganz allgemein in die Schulbildung ein. Volksschulen entstanden allenthalben, die Räume waren aber noch armselig. Jeder Schüler brachte sein Holzschicht mit, um täglich in der Winterschule den Raum einigermaßen warm halten zu können.<sup>21</sup> Wenn



es an Beleuchtung fehlte, nützte man die düsteren Morgenstunden zum Auswendiglernen, zum Buchstabieren oder zum Kopfrechnen. Die Zucht in diesen Schulen war hart, zuweilen grob. Die Kinder waren oft übermüdet, weil sie zu wenig Schlaf hatten. Aber der ganze Bodenseeraum war seit langem herauf sehr bildungsfreudig gewesen und dieser Geist wirkte unmittelbar weiter im aufkommenden Industriezeitalter.

#### *4. Der eigene Charakter*

Einer, der nach dem letzten Krieg die rasante Entwicklung im Kirchenbau aktiv mitgemacht hatte, meinte einmal über die modernen Türme: Früher hatte jeder dieser Türme sein eigenes Gesicht, seinen bestimmten Charakter. Für die modernen Kirchtürme nehme man 200 m vom Modell, schneide nach Bedarf 20 oder 30 m ab und dann gleicht einer dem anderen. Ähnliches könnte man, gemessen an den Erfahrungen auf der Dornbirner Messe für die Jahre 1950 bis 1970 und auch für die Wohnkultur 200 Jahre früher sagen: es ist viel Gleiches entstanden an Wohnungseinrichtungen. Aber manche Werkstatt hat sich ihre ideelle Ausrichtung und ihren Arbeitsstil selbstständig zu wahren gewußt. Trotz der rasanten Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert ist neben dem Gleichen doch für das einzelne Modell nicht einfach abgepaust worden, sondern es sind auch viele eigenständige Ideen in Stil und Arbeitsausführung zu beobachten. Die Meister haben den Mut zu neuen Ideen auch in den Taten ihrer Werkstätten umgesetzt. Sie haben an der Wohnkultur ihrer Zeit mitgeprägt.

In den letzten Jahren sind eine Reihe alter Häuser im ursprünglichen Stil renoviert worden und im Volke lautet des Urteil fast immer: Die sind einfach schön! Die Begründung ist nicht immer einfach, aber das Empfinden des Volkes ist sicher. Ähnliches darf man von den alten und vorsichtig renovierten Brautkästen sagen, abgesehen von allem anderen: sie sind einfach schön und haben ihren Wert in sich!

#### *5. Genealogie<sup>22</sup>*

Fast jeder dieser ehemaligen Brautkästen ist nicht nur in feierlicher Form ins neue Heim überführt worden, sondern jede Brautfahrt wurde viel bestaunt. Was wichtiger und nachhaltiger ist:

Die Hochzeits-Kleiderkästen haben zur Geschichte ganzer Geschlechter-Folgen gehört. Ich habe deshalb versucht, in drei Dornbirner Fällen auch aufzuzeigen, wie diese Möbelstücke einfach hineingehören in den ganzen Ablauf der Geschlechterreihen. Die Kleiderkästen sind nicht nur still und versonnen in einer Ecke gestanden. Sie haben vielmehr im täglichen Gebrauch der Kleider das ganze Familienleben mitgemacht. Sie haben vielleicht über Jahrzehnte auf einem bäuerlichen Dachboden dahingevegetiert, sind aber danach in geschichtsbewußten Familien wieder zu Zeugen einer langen, gemeinsamen Vergangenheit geworden. Viele alte Dornbirner Geschlechter lassen sich auf dem Boden unserer Gemeinde bis zum ursprünglichen Stammvater zurückverfolgen. Es geht um lebendige Lebensketten und fast immer sind auch die Frauen der ganzen Geschlechterreihe ein fester Beweis, wie „rein-dornbirnerisch“ diese Frauen gelebt und gewirkt haben. Bei allem Wechsel der Namen und der Verwandtschaften hat man sehr darauf geachtet, daß die Familien „vo Namo und vo Stammo“ ihre geistige Einheit durchgehalten haben. Manche (sonst verlorene) Ehedaten werden gerade durch das Schriftband des Brautkastens bestätigt und vielleicht überhaupt gerettet. Wenn diese Brautkästen in zukunftsreicher Haltung die Namen des jeweiligen Brautpaares und ihre Hochzeitsjahreszahl im Schriftband festgehalten haben, dann mag über viele Jahrzehnte hin jedesmal beim Jahrtagsgottesdienst des ganzen Geschlechtes auch dieser Namen und ihrer ganz persönlichen Träger gedacht worden sein.

Nicht nur gemalte Namen, sondern oft auch eigenwillige Ahnenpersönlichkeiten sind vor dem Geiste der Nachkommen erhalten worden, ja oft wie neu erstanden. Und mancher Ähne oder die Ahna (leider sagt man heute in einer geistlosen Verkürzung meist Oma), ja manches Ähle (= Urahne) mit speziellem Gedächtnis für die Geschlechterfolge konnte nach rückwärts und in die ganze Breite der Verwandtschaft alles aufzählen und mit lebendigen Anekdoten der jüngsten Generation weitervererben.

## 6. Schluß

Wenn man so auf alte Brautkästen schaut und die Wege des Lebens im Dornbirner Raum verfolgt, wird vieles lebendig und macht auch der jungen Generation Freude und erfüllt sie mit berechtigtem Stolz über die lange Ahnenreihe. Abschließend darf bemerkt werden, daß in diesen alten Brautkästen große

volkskundliche Werke erhalten geblieben sind, sie stellen heute auch bedeutende materielle Werte dar.

Antiquitätenhändler bieten in einzelnen Fällen sehr hohe Beträge für schöne und besonders alte Brautkästen. Das kann eine große Versuchung sein. Der ideelle Wert für ein ganzes Geschlecht ist aber viel höher einzuschätzen. Viele wissen heute um diese geistigen Werte und sind nicht mehr bereit, ihr eigenes Ahnengut zu verträdeln und zu veräußern. Es ist in dieser Beziehung genug Unheil geschehen und manches wertvolle Stück der Volkskultur ist ins Ausland abgewandert und für unsere Heimat für immer verloren. Beispiele, die ich in diesem Aufsatz schon eingangs angeführt habe, zeigen auf, wie heute diese Gegenstände in der Volkskunde wieder recht geschätzt werden. Sie sind nicht nur altehrwürdig, nicht nur erhaltenswert für Heimatmuseen, sondern sie stehen in den Familien selbst am rechten Platz. Umso mehr gilt es, wenn sie in jungen Familien ehrfürchtig behandelt und mit bewußtem Traditions-Dienst auch für kommende Geschlechter erhalten werden. Diese Brautkästen waren nicht nur wichtig für das Gaden in alten Bürger- oder Bauernhäusern. Sie gehören als Zeichen der Verbundenheit, soweit sie noch zu finden sind, auch in die neuen Häuser, wo sich irgendwo die Möglichkeit dazu bietet. Das alte Wertvolle verliert nicht seine Kraft als Lebenszeugnis, sondern sie sind auch eine gegenseitige Mahnung in unserer Zeit, mitten in den Gefahren, die jeder Kulturbruch mit sich bringt.

Zum Schluß sei noch eine Bitte ausgesprochen: Das Stadtarchiv und das kommende Stadtmuseum am Marktplatz, sowie auch der Verfasser dieses Artikels sind jederzeit dankbar, wenn sie auf solche Möbel aufmerksam gemacht werden, besonders auf jene Fälle, wo alte Brautkästen oder noch ältere Bauerntruhen an ihrem ursprünglichen Standort im alten Haus in der bestimmten Familie über lange Zeiten aufbewahrt worden sind. Die Hinweise und die Adressen werden gerne entgegengenommen. Viele solcher unersetzlichen Stücke alter Wohnkultur sind leider an Händler oder an Ausländer verkauft worden. Es sollte vor einem Verkauf auf jeden Fall das Stadtmuseum rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht werden. Es wäre schon ein guter Dienst, wenn solche Stücke karteimäßig festgehalten und womöglich auch fotografiert werden könnten.

## ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Der Frauenname wird oft in Urkunden wiederholt. Die Frau behält ihren ursprünglichen Namen bis zum Tode bei; so noch in den Todesanzeigen im Dornbirner Gemeindeblatt bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die Frau ist nach der traditionellen Auffassung durchaus nicht ein Appendix (Anhängsel) des Mannes und seines Männerrechts, sondern eben eine eigene Persönlichkeit, voll „rechtsfähig“, auch mit dem ursprünglichen Recht auf den eigenen Namen. Also sowohl bei verheirateten wie bei verwitweten Frauen ist bis in die jüngste Zeit der Mädchenname beibehalten worden. Das gilt besonders auch, wenn die Frau in offiziellen Verträgen benannt wird. Das war im alemannischen Sprachraum seit eh und je so. Erst spät, nach mehrfachen Verwaltungsreformen, wird die Frau, aus Gründen der Vereinfachung, nach dem Namen des Ehegatten benannt. (Auskunft von Prof. Dr. Wolfgang Rusch vom 12. 1. 1993).
- <sup>2</sup> Das Familienbuch Dornbirn liegt in zwei Fassungen vor, einmal und ursprünglich im Pfarramt Dornbirn-Markt in den Bänden I und II, ca. 1600 bis 1800 und 1800 bis 1880 und weiter in einer Abschrift im Stadtarchiv 1600 bis ca. 1910 also weitergeführt von 1880 bis 1910.  
Es wurde naturgemäß von verschiedenen Leuten bearbeitet. Die Grundanlage stammt von „Kassierer“ Johann Hämmerle, dem Gemeindekassier. Das Buch diente in der Folge in verschiedenen Pfarreien als Muster und hat insofern eine große Bedeutung für das ganze Land. Die Erstanlage als System wurde von allen anderen Bearbeitern übernommen und weitergeführt. Im Bd. I (FD I) ist die Grundanlage geordnet nach den Geschlechtern, also alphabetisch für alle Geschlechter von A bis Z und innerhalb des einzelnen Anfangsbuchstabens sind die Geschlechter wieder alphabetisch gereiht, z. B. Albinger = (A 1) oder Bohle (B 124–182), in jedem Geschlecht folgen also die fortlaufenden Zahlen. Im Band I sind es die jeweils niederen Zahlen, in der Zeit von ca. 1600 bis 1799. In Band II folgen die jeweils hohen Zahlen. Im Übergang von Band I zu Bd. II, also vom 18. zum 19. Jahrhundert, d. h. von 1800 aufwärts, ergibt sich praktisch durchgehend eine Doppelzahl, z. B. B 183/519 und an dritter Stelle sind es die Zahlen, die im Bd. III (im Stadtarchiv) ab 1880 bis 1910 weitergeführt wurden, z. B. Fußenegger 402–513, dabei sind ab S. 700 einzelne Stämme und Familien in beschränkter Zahl noch einige Jahre weitergeführt.  
Bei den einzelnen Familien sind zur Hauptzahl, z. B. Masal (M 1) die Verweise zur nächsten Generation angegeben, z. B. (A 55), weiter (A 32). In der einzelnen Familie kommt zuerst der Name des Familienvaters, etwa mit der Leitzahl (A 173), Name, Geburtsdatum, ev. mit Angabe des Wohnortes (Straße, Parzelle) oder des Berufes, dann folgen in jüngerer Zeit das Datum des Todes und der Verhehlung und vor allem auch der Verweis auf die vorausgehende Stammfamilie, z. B. (F 441), in der nächsten Zeile folgen die Angaben über die Frau/Familienmutter, eventuell auch über die zweite oder dritte Frau (II. Ehe, III. Ehe), danach folgen der Reihe nach die Angaben über die Kinder. Bei Kindern, die bald weggestorben sind, ist meist das Zeichen + beigesetzt. Bei Mädchen ist besonders auch die Verweisnummer, z. B. (W 890) = Wohlgenannt Familie 890, wichtig.
- <sup>3</sup> Das Familienbuch Oberdorf (FO) ist eine Art Parallelführung zum Familienbuch der Mutterpfarre St. Martin. Da Oberdorf erst 1888 eine eigene Pfarrei wurde, handelt es sich um eine ausgesprochene Fleißarbeit, vermutlich der jeweiligen Expositi, d. h. seit 1814 der jeweiligen „Lokalkapläne“, die schon im Oberdorf (als Nachfolger der alten Emser Hauskapläne im Oberdorf) wohnten und hier als Viertelkapläne wirkten. Dieses Familienbuch umfaßt ungefähr die Zeit des 19. Jahrhunderts und dürfte von Franz Josef Weizenegger (dem Vor-

arlberger Geschichtsschreiber, dem Kaplan im Oberdorf, angelegt worden sein). Das Buch gehört der Pfarrei Oberdorf und befindet sich z. Zt. bei Altpfarrer J. Fußenegger, Oberdorferstr. 11. Das Buch ist eingeteilt nach den einzelnen Teilen der Pfarrei, angefangen mit „Oberdorf“. Die einzelnen Familien sind in den Parzellen angeführt und zwar noch unter den alten Hausnummern des ganzen Oberdorfer Viertels. Dieses Buch bietet wertvolle Ergänzungen zum Dornbirner Familienbuch.

<sup>4</sup> Vgl. die Werke über die Vorarlberger Geschichte:

a) Weizenegger Franz Josef/Meinrad Merkle, Vorarlberg, Innsbruck 1839, 3 Bde. Neuauflage von DDr. Karl Heinz Burmeister, Bregenz 1989

b) Helbock Adolf, Geschichte Vorarlbergs, in: Heimatkunde von Vorarlberg, Heft XI, Wien 1925

c) Bilgeri Benedikt, Geschichte Vorarlbergs, Band 1–5. Wien 1971 ff.

d) Burmeister Karl Heinz, Geschichte Vorarlbergs, Wien 1980

e) Grabherr Elmar (ehemaliger Landesamtsdirektor) Vorarlberger Geschichte. Bregenz 1986

f) Ilg Karl (Hrsg.), Landeskunde von Vorarlberg, 4 Bände, Innsbruck 1961

g) zum Vergleich: Wodka Josef, Kirche in Österreich, Wien 1959, bes. S. 287 ff.

h) Gelmi Josef, Kirchengeschichte Tirols, Innsbruck/Bozen 1986

i) Wanner Gerhard, Vorarlbergs Industriegeschichte, Feldkirch 1990

Der Begriff „Zeitgeschichte“ ist ein Modewort der Geschichtsschreibung geworden. Es ist ein ziemlich unlogischer Begriff, so ähnlich wie wenn man sagen wollte „Milch-Molkerei“ oder „Volks-Demokratie“. Im Begriff „Geschichte“ ist unvermeidlich die Zeit als wichtigstes Parameter eingeschlossen. Mit Zeitgeschichte ist gewöhnlich „Nahzeit-Geschichte“ gemeint, um den Modenamen zu vermeiden, müßte man wohl dem Sinn nach sagen: „In den Läufen der Zeit“.

<sup>5</sup> Auf dieser Linie liegen auch die strengen Eheverbote des kirchlichen Gesetzbuches. Sie kamen nicht als Willkür, sondern dahinter stehen die Jahrhunderte alten Erfahrungen, die die Kirche gelehrt haben, hier Eheverbots-Gesetze (trennende Ehehindernisse) zu erlassen und durchzuhalten (wie in den alttestamentlichen Ehegesetzen) und zwar bis einschließlich zum vierten Verwandtschaftsgrad. Die Erfahrung hatte eben in vielen Fällen gelehrt, daß es bei Verwandtenehen viel öfters zu Mißbildungen kommt.

<sup>6</sup> Zu diesen Größenangaben vgl. G. Sauser, „Anthropologie“ in K. Ilg (Hrsg.), Landes- und Volkskunde, Bd. III, S. 17 f.). Für die Männer jener Zeit wird ein Mittelwert von 168,5 cm angegeben, für die Frauen 162 cm. Vgl. auch die Höhe der „Misericordia“ (der Sitzhilfe) im Chorgestühl der Männer- und Frauenklöster.

<sup>7</sup> In Vorarlberg haben diese Truhen eine bescheidene Tiefe. In Tirol und in den östlichen Bundesländern sind diese Truhen tiefer, im Schnitt wohl um 10 bis 20 cm. Sie sind dort meist auch höher, bieten also wesentlich mehr Raum. Es ist also deutlich zu unterscheiden zwischen: im Gaden steht der Kleiderkasten = Brautkasten, den die junge Braut auf dem „Brautwagen“ ins Haus gebracht hat. In der Stube steht – beim Eintritt links – (oder je nach den Baumaßen und der Einteilung des Hauses beim Eintritt in die große Wohnstube (rechts von der Stubentür) der Stubenkasten, der in der Funktion ungefähr gleichwertig mit der heutigen „Kredenz“ einzustufen ist. Der Stubenkasten ist – im Gegensatz zum Kleiderkasten! – fest eingebaut und gehört zum Grundbestand des Hauses. Er wird mit dem Haus weitervererbt und auch weiterverkauft. Nicht so der Kleiderkasten; er bleibt in der Verfügungsgewalt der Frau. Im Stubenkasten ist auch die bescheidene Vorrichtung zur oftmaligen Händewaschung untergebracht. Die Einteilung des Stubenkastens dürfte im übrigen stark von den jeweiligen Familienerfordernissen abhängig gewesen sein. In vielen alten

Bauernstuben findet sich dieser „Stubenkasten“ noch heute.- Nach Mitteilung von Prof. Dr. W. Rusch vom 12. 1. 1993.

<sup>8</sup> Mitteilung von Prof. Dr. Wolfgang Rusch vom 12. 1. 1993.

<sup>9</sup> Ilg Karl, a. a. O., S. 179 ff., über die Hochzeit und die Brautfuhre. Ähnliches wird berichtet in größerem Rahmen in: Stonner Anton, Die deutsche Volksseele im christlichen Volksbrauch, Kempten 1935, S. 96 ff.

<sup>10</sup> In Vorarlberg ergeben sich manche Beziehungen zum hl. Bruder Klaus von der Flüe. Sein Pfarrort Sachseln und sein Geburtsort, das Flüeli ob Sachseln, gehörten durch viele Jahrhunderte zur Diözese Konstanz, wie das ganze Vorarlberger Unterland. Das Schweizer Stift Einsiedeln, das große alemannische Marienheiligtum, gehörte ebenfalls zum Konstanzer Erzbistum. Nach Einsiedeln ist auch Bruder Klaus des öfteren gewallfahrtet. Einsiedeln hatte im Walgau und vor allem im Großen Walsertal eine Reihe von Pfarreien inkorporiert – und das ist so bis heute. Eine Tochter von Bruder Klaus soll in einer solchen Klosterpfarrei verheiratet gewesen sein.

<sup>11</sup> Die „Eisenharzer“ sind die Bewohner der Parzelle bzw. des Einzelhofes „im Eisenharz“. Die Anna Maria Klocker, geb. Klocker, stammte aus dem EinödBauernhof im Eisenharz, einer Bergparzelle zwischen Steinebach und dem Badhof, gegen Kehlegg zu gelegen. Ursprünglich war auf diesem Hof durch lange Zeiten ein Klocker-Stamm beheimatet gewesen, das waren dann die „Eisenharzer“ oder vereinfacht die „Harzer“ vom Oberdorf oder in Mühlebach. Eine Frau aus diesem Hof ist dann eben die „Eisenharzerin“ oder „Harzerin“. Der Hof wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der Familie *Kalb* (K 481) – bis vor 1870 war dieser Stamm am „Stüben“ beheimatet gewesen – übernommen. Von dieser Zeit ab waren nun die „Kalb“, dem Hofnamen entsprechend, die „Eisenharzer“ oder verkürzt „die Harzer“ und sie sind das bis heute geblieben. Auch wenn die nachgeborenen Söhne und Töchter notgedrungen, weil der karge Hof nur für eine kleine Landwirtschaft eine Überlebenschance bot, natürlich „am Land“, d. h. im Tal, in die Lehre gehen. Die „Isoharzer“, diese Jungmänner, wurden oft zu tüchtigen Zimmerleuten oder Mauern.

<sup>12</sup> So Gebhard Wölfle, der Bizauer Heimatdichter um 1900.

<sup>13</sup> Der Loskauf Dornbirns von Ems 1771. Sonderheft der Zeitschrift Montfort 1971, Heft 3, Dornbirn 1971

<sup>14</sup> Grabherr Elmar, Vorarlberger Geschichte, a. a. O., S. 169 ff.

<sup>15</sup> Die „Freien“, die seit dem Mittelalter der Herrschaft der Habsburger unterstanden, bezeichneten sich als die „Königlichen“, während das letzte Drittel des ganzen Gerichtes Dornbirn „Leibeigene“ waren und mit Leib und Wirtschaftsleistung der Emser Herrschaft zugehörten. Das dürfte auch der bedeutend ärmere Teil gewesen sein. Dieser Teil dürfte in den Pestzeiten auch stärker betroffen worden sein. Die Emser Grafen und ihre Vögte haben auch über Jahrhunderte hinweg streng darauf geachtet, daß jede dritte zugewanderte Familie so dem Stand der Emser Leibeigenschaft zugeschrieben wurde und daß dieses Gesamtverhältnis von zwei Drittel „Königliche“ zu ein Drittel „Emsiche“ stets bewahrt blieb. Wenn Emsische zu Hof- oder Grundesitz kamen und über die nötigen Geldmittel verfügten, suchten sie sich meistens vom Emser Grafen freizukaufen. Der Loskaufpreis, den das Familienoberhaupt an den jeweiligen Emser Grafen zu bezahlen hatte, richtete sich je nach dem Vermögen und stieg von 4 Gulden auch auf Werte von beträchtlich höheren Kosten. Mit großer Zähigkeit verteidigten „die Königlichen“ ihren Besitzstand und ihre Selbständigkeit. Nur sie gehörten dem Gerichtsstand und der Gemeindevertretung des Standes Dornbirn an. 1771 lies es sich die Gemeindevertretung eine gewaltige Kaufsumme kosten, um alle Leibeigenen von den

- verarmten Grafen zu Ems freizukaufen und auch den gesamten emsischen Grundbesitz der Gemeinde Dornbirn einzuverleiben.
- <sup>16</sup> Karlinger Edmund – Holböck Carl, Die Vorarlberger Bistumsfrage, Graz 1963, S. 149 ff.
- <sup>17</sup> a) Fischer Elmar, Die Seelsorge im Generalvikariat Feldkirch, Diss., Univ. Innsbruck  
 b) Scheuch Manfred, Geschichte der Arbeiterschaft Vorarlbergs bis 1918, Wien 1961  
 c) Greußing Kurt, Im Prinzip Hoffnung, Bregenz 1984, S. 9 ff.  
 d) Amann Gebhard, Werden und Wirken der christlichen Arbeiterbewegung Vorarlbergs, Hohenems 1964 (hektographiert)
- <sup>18</sup> Die „Kuscht“ (vgl. Leo Jutz, Vorarlberger Wörterbuch s. v. Ofen, II/591) ist ein Teil der Holzfeuerung (auch der Holz-Sparkunst). Der Stuben-Kachelofen wurde durch das „Ofenloch“ meist von der Küche aus, neben dem Herd, bedient. Ursprünglich war das offene Herdfeuer in der Rauchküche. Als die „Brillen“ der Herdplatten über das offene Feuer kamen, wurden die Abgase nicht mehr durch das Ofenloch abgeleitet sondern durch „Züge“ (absperribar durch „Schieber“ in der Küchenwand) oder gar durch einen eigenen Zug unter die Ofenbank abgeleitet. So wurde die Wärme direkt unter die Ofenbank geführt und möglichst gut genutzt. In der weiteren Entwicklung der Heiztechnik wurde die Wärme direkt und möglichst gut genutzt. Dann wurde ein gemauertes Stück vom Kachelofen aus weitergeführt, ungefähr kniehoch über die Ofenbank. Das reichte ein Stück, etwa gut einen Meter quer zum Ofen der Wand entlang, meist gegen die Stubentür zu. Das war ein beliebter Platz für den Ähne, den alten Großvater, oder gar den Urgroßvater. Auch die Kinder (und die Katzen) hockten sich gern auf diesen besonders warmen Platz; sie waren ja oft barfuß in der Stube, aber sie hatten so einen warmen Hintern. (Angaben nach Dr. W. Rusch)
- <sup>19</sup> Als Buben sind wir jeden Spätherbst mit dem Vater – nach alter Tradition – zu den Steilhängen zwischen Haslach und Karren gegangen, mit einem Handwagen und mit leeren Säcken ausgestattet. Mit zusammengebundenen Ästen aus den Böschen wurde ein grober Besen gemacht. Das oft noch feuchte Buchenlaub wurde nach abwärts zusammengekehrt und die Laubhaufen wurden in die Säcke prall abgefüllt und heimtransportiert. In einem trockenen Schlupf auf dem Dachboden wurde das Laub gut getrocknet und nach Monaten im ganz trockenen Zustand in die Laubsäcke der Buben abgefüllt. Auf den frischgefüllten Laubsäcken ließ es sich wunderbar schlafen.
- <sup>20</sup> Die Entwicklung des allgemeinen Volksschulwesens ging im Rheintal, aber auch in den Berggemeinden ziemlich gleichmäßig vor sich, etwa seit 1770. Zur Entwicklung vgl. etwa die Beschreibung der Oberdorfer Schulen in: R. Gabriel, Die Geschichte des Oberdorfs und der Oberdorfer Schule, Dornbirn 1992. In ähnlicher Weise hat Schulleiter E. Dobler über die Schulen im Großwalsertal berichtet.
- <sup>21</sup> Gabriel Reinhold, Die Geschichte des Oberdorfs und der Oberdorfer Schule, Dornbirn 1992, S. 29 ff.
- <sup>22</sup> Das Dornbirner Familienbuch und die grundlegenden Matrikenbücher reichen im Pfarramt Dornbirn I bis ungefähr 1620 zurück. Die Führung der Matrikenbücher – in ihrer ursprünglich noch einfachen Form – sind um 1560 auf dem Konzil von Trient beschlossen und befohlen worden. Bis sie in unseren Gegenden eingeführt wurden, dauerte es noch bis ungefähr 1590, in einer Reihe von Pfarreien bis gegen 1630. Das Dornbirner Jahrzeitbuch ist zum einen Teil im Pfarramt/Markt gerade noch vor dem Untergang gerettet worden und der andere, größere Teil befindet sich seit langem im Stadtarchiv.

# Temperaturunterschiede im Stadtgebiet von Dornbirn

Daß es im Hinterforach „eine Jacke kälter“ als am Marktplatz ist, wissen ältere Bewohner der Stadt Dornbirn seit langem. Noch nie sind aber die Temperaturunterschiede hier systematisch untersucht oder flächenhaft dargestellt worden. Dabei ist die Tatsache, daß eine Stadt ab einer gewissen Größe und Bebauung eine Wärmeinsel gegenüber ihrem Umland darstellt, bereits seit fünf Jahrzehnten in umfangreichen Arbeiten nachgewiesen worden. Besonders in Freiburg im Breisgau, das in bezug auf die Topographie am Rande des Schwarzwaldes der Stadt Dornbirn sehr ähnelt, sind diese Temperaturunterschiede genau untersucht worden<sup>1</sup>.

Es lag also im Falle Dornbirns nahe, die Erfahrungen bei der Meßmethodik, soweit möglich, zu berücksichtigen. Auf Grundlage dieser Kenntnisse führte der Autor in den Jahren 1990–1992 etwa 30 Meßfahrten durch.

## *1. Meßmethodik*

### *Das Meßgerät*

Als Meßgerät wurde ein Thermistor der Marke „technotherm 9400“ der deutschen Firma Testoterm GesmbH mit Meßfühler verwendet, der einen Meßbereich von  $-30^{\circ}$  und  $+60^{\circ}$  und eine geringe Relaxationszeit<sup>2</sup> aufweist. Thermistoren haben bei längerfristigen Untersuchungen den Vorteil, daß sie nicht altern, leicht austauschbar und unempfindlich gegen Erschütterungen sind. Außerdem wären völlig trägheitsarme Meßgeräte gar nicht sinnvoll, weil kurzfristige Temperaturschwankungen durch wechselnden Straßenbelag oder durch vorbeifahrende Autos gar nicht registriert werden sollten, sondern der für den Straßenzug typische Wert.<sup>3</sup> Die Lufttemperatur schwankt dauernd zwischen  $+0,3^{\circ}\text{C}$  und  $-0,3^{\circ}\text{C}$ . Eine größere Genauigkeit als  $\pm 0,5^{\circ}$  ist deshalb nicht gegeben. Die Zehntelgrade haben daher nur bei Sammelkarten eine Aussagekraft.



## *Routenwahl für die Meßfahrten und Verkehrsmittel*

Da eine große Zahl an Messungen zur selben Zeit, also völlig synchron, wegen der fehlenden Geräte nicht möglich war, mußte innerhalb möglichst kurzer Zeit eine Meßstrecke abgefahren werden. Dabei praktizierte ich verschiedene Methoden:

### *\* Linienförmige Profile*

Diese Profile mit 8–10 Meßpunkten legte ich in der Innenstadt auf kleinem Raum, um die Strecke im Halbstundenbereich mit dem Fahrrad abfahren zu können. Das hatte den Vorteil, den Meßfühler beim Transport nicht in den wärmeren Innenraum des Autos verlagern zu müssen. Dafür wurde hier konsequent nur auf Grünflächen mit einem Abstand von versiegelten Flächen von 5–10 m geachtet und eine Akklimatisationszeit von etwa 3 Minuten eingehalten. Der Meßfühler wurde auf einem Photostativ in etwa 1 m Höhe über dem Boden positioniert. Fünf solcher Innenstadtprofile wurden ermittelt.

### *\* Rundkurs mit Pkw und etwa 10 Meßpunkten*

Die Fahrt mit dem Pkw erlaubte eine Ausdehnung auf das gesamte Stadtgebiet und die Einbeziehung des Stadtrandes. Gemessen wurde aber auch hier immer über einer Grünfläche und nach ein paar Minuten Akklimatisationszeit, sodaß jede Meßfahrt 50 bis 60 Minuten dauerte. Etwa 20 solcher Fahrten zu Morgen- und Abendterminen wurden im Zeitraum zwischen 1990 und 1992 durchgeführt.

### *\* Schleifen- bzw. Zickzackkurs mit Pkw und 56 Meßpunkten*

Hiebei wurde das Gerät auf einem Stativ seitlich auf dem Autodach am Dachträger festgemacht und das Kabel über das Dachfenster ins Wageninnere geführt, wo während der Fahrt laufend abgelesen wurde. Die Fahrstrecke beträgt hiebei etwa 30 km und läßt sich in etwa 1 Stunde zurücklegen.

Während bei einem Rundkurs nur eine Referenzmessung<sup>4</sup> am Ausgangspunkt möglich war, konnten hier durch das Abfahren von Schleifen etwa acht Punkte so gelegt werden, daß der Zeit-

faktor berücksichtigt und korrigiert werden konnte. Die fast 60 Meßpunkte decken das Siedlungsgebiet und den Stadtrand recht gut ab. Fünf solcher Fahrten wurden durchgeführt. In der Praxis zeigte sich, daß dies die wohl effizienteste Methode ist, innerstädtische Temperaturdifferenzen aufzuzeichnen.

### *Meßtermine*

Zu etwa gleich großer Zahl wurden Messungen am Abend und am Morgen durchgeführt, und zwar fast durchwegs bei antizyklonaler Wetterlage (Schönwetter), weil bei Tiefdruckentwicklung nahezu ausgeglichene Temperaturen herrschen. Hauptsächlich wurden die Monate Februar, März, April und Mai zu solchen Fahrten verwendet. Wenige Messungen erfolgten in den Sommermonaten.

Die Morgenmessungen wurden kurz vor Sonnenaufgang, meist nach Frostnächten, durchgeführt, die Abendmessungen in der Dämmerung oder bei bereits eingetretener Dunkelheit. Allerdings waren bei den Abendfahrten Korrekturen anzubringen, weil gerade in der Dämmerung der Faktor Zeit bei beginnender nächstlicher Ausstrahlung eine (allerdings berechenbare) Rolle spielt.

### *2. Topographische Lage der Stadtteile*

Nach der kartographischen Darstellung der Temperaturverhältnisse stellte sich bei der Interpretation der Ergebnisse die Frage nach der kleinräumigen Topographie. Dabei zeigte sich, daß die Karte 1:25.000 das Relief nur im Berggebiet genügend genau wiedergibt. Für den Siedlungsraum im Tal fehlte ein geeigneter Höhenschichtlinienplan. Nachdem aber zwischen 1988 und 1990 ein neues Stadtnivellement mit einem dichtmaschigen Punktenetz aufgenommen worden war, konnte ich neben einigen Punkten des Präzisionsnivelements etwa 300 neu vermessene Höhenkoten übernehmen und kartographisch im Stadtplan darstellen. Das Siedlungsgebiet im Talraum liegt zwischen 410 und 480 m ü. M., das heißt, der Schwemmkegel der Dornbirner Ache, des Steinebaches und des Stiglbaches im Ortsteil Haselstauden weisen ein Gefälle von 70 m auf 4–5 km auf. Diese Topographie spielt bei der Temperatur und Belüftung erwartungsgemäß eine bedeutende Rolle, fließt doch die Kaltluft am Abend entlang der

Wasserläufe in Senken und tiefer gelegene Zonen ab. Dies sieht man sehr deutlich am überhöhten Profil zwischen Rathaus und Haselstauden. Dieser Umstand kann auch durch Bodennebel-Beobachtungen bestätigt werden. Die frühe Abschattung im Winter durch die steil aufragenden Felswände des Breitenberges im Süden der Stadt übt einen starken Einfluß auf die thermischen Verhältnisse aus. Entsprechend günstige Siedlungslagen haben sich in historischer Zeit die Bewohner ausgesucht, als die Tallagen allerdings noch versumpft waren: das Oberdorf, Haselstauden und Mühlebach. Die Siedlungen auf den Bergterrassen in etwa 600–700 m Seehöhe bleiben hier außer Betracht, da sie thermisch (durch die Hangneigung und den günstigeren Einfallswinkel der Sonne) eine Sonderstellung einnehmen. Thermisch ungünstigere Siedlungslagen im Talraum wurden aber auch erst in unserem Jahrhundert flächenhaft besiedelt: die Niederungszonen nord- und südwestlich der Bahnlinie bis zu einer Seehöhe von 425 m, wo wir im Winterhalbjahr mit stärkerem Bodennebel oder scharfem Frost rechnen müssen.

### 3. „Wärmeinseln“ und Bebauungsgrad der einzelnen Stadtteile<sup>5</sup>

Schon eine Luftbildanalyse läßt eine deutliche Unterscheidung verschiedener Stadtteile nach dem Bebauungsgrad zu:

Am dichtesten bebaut ist der Stadtkern, nämlich zwischen 90 und 100 %. Auch die alten Siedlungskerne Oberdorf, Haselstauden, Hatlerdorf erreichen einen Ausbaugrad von 80%. Einige Hauptverkehrsachsen erreichen noch diesen Ausbaugrad. Gegen die Randzonen hin nimmt der Ausbaugrad dann jedoch rasch ab. Junge Stadtteile, wie das westliche Hatlerdorf, Rohrbach, Forach oder Kastenlangen sind nur zwischen 30 und 50 % bebaut.

Insgesamt bietet sich das Bild einer locker verbauten und stark zersiedelten Stadt, die jedoch im Kern und in einzelnen Subzentren starke Verdichtungstendenzen zeigt. Genau dort ist der Effekt einer Wärmeinsel zu erwarten.

### 4. Die Meßergebnisse

Von jeder Messung wurde eine Karte und ein Meßprotokoll angelegt, sodaß jede Fahrt rekonstruierbar ist. Die Ergebnisse in Form von etwa 30 Einzelkarten und zwei Sammelkarten können nun interpretiert werden: Die Sammelkarten, jeweils eine für sie-

ben Morgen- und sieben Abendmessungen, weisen die Temperaturdifferenz des entsprechenden Punktes zur Durchschnittstemperatur aller gemessenen Punkte aus. Man erhält so Isothermenkarten mit Flächen gleicher Temperaturdifferenz, die sehr anschaulich sind und den Wärmeinseleffekt höher gelegener und/oder stark bebauter Stadtteile klar nachweisen.

*\* Ein typischer Frühjahrmorgen mit Spätfrostgefahr:  
12. April 1992 (Palmsonntag)*

Am Morgen nach kalter Nacht bei Hochdruckwetterlage herrscht während dieser Meßfahrt zwischen 6.30 und 7.15 Uhr am Stadtrand schwacher Frost, während in den höher gelegenen Siedlungsgebieten (alte Siedlungskerne, Dörfer) 2 bis 3 Plusgrade festgestellt werden. Das thermische Überschußgebiet mit 3 Plusgraden liegt erwartungsgemäß im Stadtzentrum, das Maximum (+4°) ist allerdings etwas gegen Westen hin verschoben. Die Kaltluft (0°–1°) liegt am Stadtrand über den Freiflächen und in den tiefer gelegenen Siedlungsbereichen Rohrbach und Forach. Auffällig ist auch das Kältebecken zwischen den Schwemmkegeln des Steinebaches und Stiglaches/Haselstauden im Bereich des Gerbergrabens.

Im Süden schiebt sich die Kaltluft, welche, durch den Bergschatten bedingt, meist länger dort lagert, bis zur Linie Fängen – Zieglergasse gegen die Stadt hin vor.

*\* Morgentemperaturverhältnisse*

Die mittlere Abweichung von der Durchschnittstemperatur bei sieben Meßfahrten am Morgen ergibt ein ähnliches Bild wie jene Verteilung am 12. April:

Oberdorf und Stadtzentrum weisen wie Haselstauden und Mühlebach eine Temperatur über 1°C auf. Konzentrischen Kreisen ähnlich nimmt die Temperatur zum Stadtrand hin ab in den Frostbereich. Besonders deutlich kälter ist der Bereich Schwefel und Forach, wobei im Hinterforach gleich 3 Grade weniger zu erwarten sind. Die gesamte Senke entlang des Fischbaches und Gerbergrabens liegt unter –1°C. Dieses Kältebecken erstreckt sich über das Lachenmahd bis nach Kastenlangen.

### *\* Abendtemperaturverhältnisse*

Ein völlig anderes Bild zeigt die Darstellung der abendlichen Temperaturverteilung von ebenfalls sieben Meßfahrten. Die thermische Differenzierung fällt insgesamt schwächer aus. Die Spannweite liegt nur bei 3°C.

Zwar weist auch hier der Stadtkern einen schwachen Wärmeüberschuß auf, doch sind die höher gelegenen Stadtteile mit Ausnahme Haselstaudens nicht begünstigt, sondern im Gegenteil benachteiligt. Obwohl die Abendsonne noch den östlichen Berghang erwärmt hat, sinken die Temperaturen herab wie in den Niederungen. Zwei Gründe dafür können ausschlaggebend sein: die frühere Abschattung und die kleinräumigen Windsysteme der Täler und Tälchen. Aus dem Ebnitertal der Ache entlang weht abends im Winter erfahrungsgemäß ein eisiger Wind. Dasselbe dürfte für den Steinebach oder den Fischbach gelten und für die schon genannte Senke am Gerbergraben. Dieses Becken dürfte die abfließende Kaltluft von den Hängen des Fallenbergs und hinter Schmalenegg aufnehmen.

Im Süden an der Badgasse ist es die frühe Abschattung des Breitenbergs, der das Temperaturdefizit verursacht. Diese Kaltluft dringt offensichtlich wie ein Tropfen weit stadteinwärts vor bis in den alten Dorfkern von Hatlerdorf.

Der scheinbare „Wärmetrophen“ vom Stadtzentrum her gegen Westen hin zur Autobahnauffahrt Dornbirn-Süd dürfte seine Ursache darin haben, daß es sich hier mit der Lustenauerstraße um die Hauptverkehrsachse handelt.

### *5. Folgerungen für Stadtplanung, Bebauung und Gartenbau*

Die Lufttemperatur ist vor allem ein bioklimatisch wichtiger Faktor: Man denke an die Frostgefährdung blühender Obstbäume oder des landwirtschaftlichen Anbaus. Kein Wunder, daß die historischen Weinbaulagen in Dornbirn in den thermischen Gunstzonen liegen, wie z. B. die Weingärten ums „Emser Schlöble“ (heute „Schloßbräu“), an der „Wingatstraße“ (Weingarten) oder beim ehemaligen „Judenweingarten“ an der heutigen Rosenstraße.

Von der Pflanzung frühblühender Kirschen- oder Marillensorten ohne schützende Hauswände sollte man im Hinterforach, in Kastenlangen oder südlich der Zieglergasse besser Abstand nehmen, denn sie können häufiger durch Spätfröste geschädigt werden.

Die Temperatur ist auch eine Größe, die sich in Form eines höheren Energieverbrauches als Kostenfaktor niederschlagen muß. Bei einer Bau- oder Energieberatung ist daher die Kenntnis von zu erwartenden Außentemperaturen eine wertvolle Hilfe bzw. Berechnungsgrundlage. Hier sind es vor allem die schattigen Siedlungsgebiete ganz im Süden zum Breitenberg hin: Bremenmähd, Bachmähdle, Im Äuele, Fallbachweg, Im Rossa oder die südliche Badgasse, welche im Winter mit erheblichen Energieverlusten zu rechnen haben, zumal hier die Sonneneinstrahlung zeitweise fehlt.

Außerdem sollte bei der Stadtplanung eine Klimateignungskarte oder Klimavorbehaltskarte bei Quartierplanungen, Bebauungsplänen und Grünordnungsplanung Verwendung finden. Nach dem Baugesetz des Kantons Bern etwa haben Klimapläne als Richtpläne verwaltungsanweisenden verbindlichen Charakter, nicht allerdings für den Grundeigentümer. Für diesen wären solche Unterlagen jedoch eine wertvolle Information.

Folgende Einteilung nach thermischer Gunst oder Ungunst kann für Dornbirn vorgenommen werden (durchschnittliche Temperaturüberschüsse bzw. Temperaturdefizite).

| Thermisch begünstigte Siedlungsgebiete: |        | Thermisch benachteiligte Siedlungsgebiete: |        |
|---|--------|--|--------|
| Stadtkern                               | + 1,5° | Wieden-Hinterforach                        | - 2°   |
| Oberdorf                                | + 1°   | Pfellerau                                  | - 1,7° |
| nördl. Hatlerdorf                       | + 1°   | Gerbergraben - Kastenlangen                | - 1,2° |
| Haselstauden                            | + 0,6° | Bremenmähd - Badgasse                      | - 1°   |
| Mühlebach                               | 0°     | Wallenmähd - Fängen                        | - 0,8° |

#### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Nübler, Wilfried: Konfiguration und Genese der Wärmeinsel der Stadt Freiburg. Freiburger Geographische Hefte, H. 16. Freiburg i. Br., 1979.
- <sup>2</sup> Die Zeit, in der die Temperaturdifferenz auf 0,368 ihres anfänglichen Wertes abgebaut wird.
- <sup>3</sup> Geiger, 1961, zit. nach Nübler, Wilfried, a.a.O., S. 33.
- <sup>4</sup> zuverlässige Vergleichsmessung
- <sup>5</sup> Amt der Stadt Dornbirn, Flächenbilanz 1986.

Abb. 1

# Topographisches Profil Rathaus - Fischbach - Haselstauden

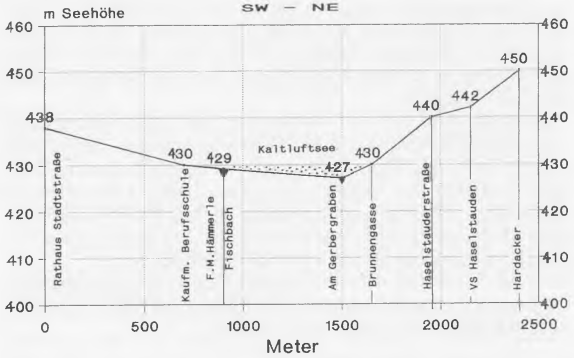


Abb. 2

# Thermische Gunst- und Ungunstgebiete in Dornbirn Mittlere Abweichung von der Durchschnittstemperatur in °C bei 7 Meßfahrten am Morgen und am Abend





Abb. 3

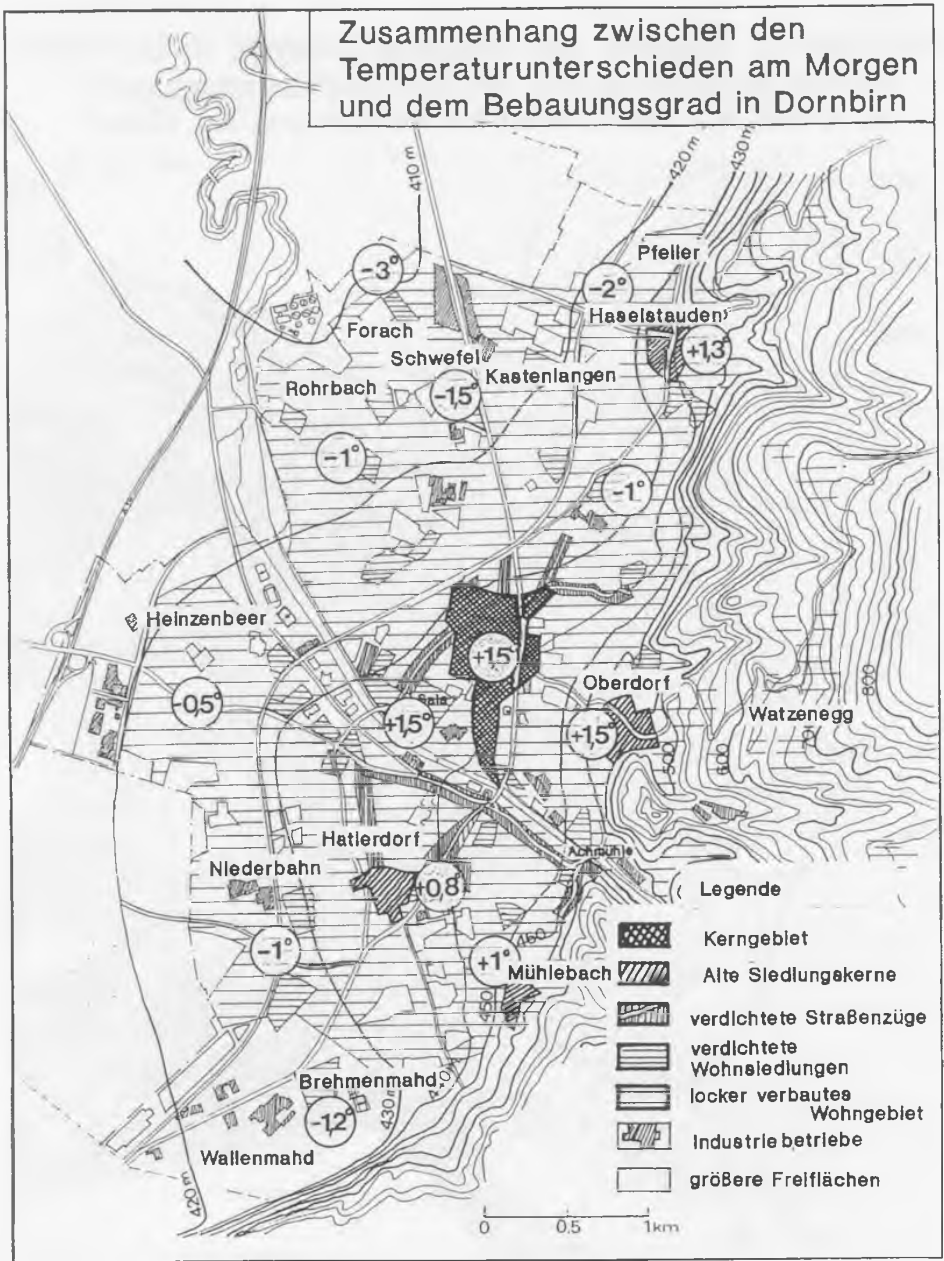


Abb. 4



Der Gegensatz könnte nicht größer sein. Dennoch entstanden beide Fotos im Abstand von etwa 20 Minuten am 3. Jänner 1989 um 13.30 bzw. 13.50 Uhr. Die rauhreifbedeckten schattigen Niederungen an der Badgasse beim Bad Haslach und die sonnigen Hänge am Eulental und am Rhomberg.

Abb. 5





## Stadtphänologische Beobachtungen an der Forsythie in Dornbirn

Die Phänologie als „Lehre von den Erscheinungen“ zeigt den Zusammenhang zwischen Klima bzw. Witterung und der pflanzlichen und tierischen Entwicklung auf. Dabei werden markante Entwicklungsstufen oder -phasen beobachtet und die Eintrittstage datumsmäßig festgehalten.<sup>1</sup>

Besonders die Klimaelemente „Lufttemperatur“ und „Besonnung“ lassen sich mit phänologischen Beobachtungen kombinieren, und zwar in dem Sinne, daß aus dem unterschiedlichen Entwicklungsstand der Pflanzen Rückschlüsse auf besondere lokalklimatische Verhältnisse gezogen werden können. So beobachtete bereits *Franken*<sup>2</sup> an Forsythien in Hamburg einen verfrühten Blühbeginn in der Stadt um über eine Woche. Auf phänologische Beobachtungen stützt sich auch *W. Eriksen*<sup>3</sup> bei seinen stadtklimatologischen Untersuchungen in Kiel, wobei besonders die Roßkastanie und Obstsorten, wie Süßkirsche, Birne und Apfel berücksichtigt wurden. Auch hier paßte der Wachstumsvorsprung innerstädtischer Pflanzen sehr gut in die Verteilung thermischer Überschußgebiete. Wegen der starken räumlichen Durchdringung eignen sich solche Beobachtungen allein allerdings nicht zur Abgrenzung klimatischer Gunst- und Ungunstgebiete.<sup>4</sup>

Ähnlich wie in Wien<sup>5</sup> können auch für den Stadtraum von Dornbirn Rückschlüsse auf die Struktur der Wärmeinsel gezogen werden, bzw. es kann mit Hilfe dieser Bio-Indikatoren bestätigt werden, daß es klimatische Unterschiede zwischen Stadtrand und Zentrum gibt.

Nach den Erfahrungen mehrerer Autoren, vor allem von *Bernhofer*<sup>6</sup> eignet sich dazu besonders das Aufblühen der Forsythie (lat. „*Forsythia suspensa*“) im März. *Bernhofer* untersuchte im Jahre 1988 124 Forsythienstandpunkte in Wien und konnte Blühverzögerungen um bis zu 22 Tage feststellen. Die „Blühinsel“ Wien entspricht dabei weitgehend der „Wärmeinsel“ Wien. Entscheidend für den Blühtermin dürften nach *Bernhofer*<sup>7</sup> eine Folge von wärmeren Tagen (ca. 8° C Tagesmittel) sein.

## *1. Die Beobachtungen im Jahre 1991*

Auch für Dornbirn zeigt sich, daß die Beobachtung der Forsythie relativ praktisch durchführbar ist, weil nahezu in jedem zweiten Garten ein entsprechend großer Strauch vorhanden ist und diese Blüten als sog. Vorblüher (weil sie vor dem Blattaustrieb blühen) leicht erkennbar sind. Nur für den Laien besteht manchmal die Gefahr, sie auf gewisse Entfernung mit dem früher aufblühenden Ginster zu verwechseln. Zur guten Vergleichbarkeit und Auscheidung von standortbedingten Differenzen wurden nur freistehende Sträucher in die Beobachtung einbezogen.

Im Jahre 1991 führte der Autor erstmals mit Hilfe von Schülern zwischen dem 12. und 14. März eine Beobachtung in mehreren Stadtteilen durch, wobei sich klare Unterschiede bereits erkennen ließen.

## *Der Witterungscharakter des Frühjahres 1991*

Es handelte sich in jenem Jahr um sehr warme Vorfrühlingstage, die ein rasches Aufblühen zur Folge hatten. Ein klares Zurückbleiben der Blüte zeigten die Stadtteile Mühlebach und Haslach gegen Süden hin zum „Breiten Berg“, wobei die Horizontüberhöhung dort eine Verminderung der Besonnungsdauer zur Folge hat. Eine zweite Zone thermischer Ungunst, die eher vom schärferen Nachtfrost herrühren mag, bildet der Stadtrand zwischen Rohrbach und Hinterforach im Bereich der Kläranlage. Die Sträucher auf der Parzelle „Knie“ und an den Hängen des Haselstauder Berges zeigen die klare Abhängigkeit von der Seehöhe. *Bernhofer* (1991) gibt für die Vollblüte in Wien einen Höhengradienten von etwa 10 Tagen / 100 m an.<sup>8</sup> Einen Vorsprung im Aufblühen zeigten der 1. Dornbirner Bezirk und das Oberdorf, das trotz etwas höherer Lage mit sonnenexponierten Hängen (hier wurde im Mittelalter auch Wein angebaut) eine gewisse thermische Gunst aufweist. Leider wurde in jenem Jahr das Hatlerdorf westlich der Bahnlinie nicht erfaßt.

## *2. Die Beobachtungen im Jahre 1992*

Im Jahre darauf (1992) erfolgte eine wesentlich systematischere, umfangreichere und mehrphasige Beobachtung der Forsythienblüte an bis zu 84 Standorten in allen Stadtteilen.

Der Witterungscharakter unterscheidet sich jedoch gänzlich von dem des Vorjahres: Zunächst ließ eine mehrtägige Wärmeperiode in der 1. Dekade des März eine ebenso frühe Blüte erwarten wie im Vorjahr. Just am 8. und 9. März, als in der Innenstadt die ersten Blüten (allerdings an Hauswand und Mauer) entdeckt werden konnte, erfolgte jedoch ein jäher Witterungsrückschlag, der mit einer deutlichen Temperaturabsenkung ein verbreitetes Aufblühen um den 13. März verzögerte. Erst eine Woche später setzte exakt mit Frühlingsanfang am 20./21. März das Aufblühen in begünstigten Stadtgebieten ein. Insgesamt wurden 5 Entwicklungsphasen zu 3 Terminen, die größtenteils den Hauptphasen Vorblüte, Vollblüte und Laubaustrieb entsprechen, unterschieden:

- 1 Knospen grün, angeschwollen, aber noch geschlossen
- 2 Blütenknospen gelb, im Aufbrechen
- 3 erste Blüten offen, Blühbeginn
- 4 Hälfte des Strauches blüht
- 5 Blattoberfläche sichtbar, Blattentfaltung

### *3. Ergebnisse der beobachteten Forsythienblüte 1992*

#### *Die Vorblüte (Abbildung)*

Die Vorblüte, also die erste Phase, beobachtet am 9. und 10. März an 32 Sträuchern, zeigt das Aufbrechen der Knospen im Oberdorf, in der Innenstadt und einer Zone des westlichen Hatlerdorfes. Die ersten Blüten konnten in der Schulgasse festgestellt werden, allerdings an eher geschützten Standorten, die also mit Vorsicht zu bewerten sind.

#### *Die Vollblüte (Abbildung)*

Der Eintritt der Vollblüte am 21. März bestätigt und verdeutlicht manche Ergebnisse des Vorjahres, was die Verzögerung am Stadtrand und in den Höhenlagen anlangt, zeigt jedoch einen geringeren Vorsprung im Bereich des Oberdorfes und dafür eine klare Ausdehnung der früheren Blüte in Richtung Westen hin zur Autobahn. Noch deutlicher grenzen sich die Lagen am Bergstrand durch den verspäteten Sonnenaufgang sowie die höheren Hanglagen vom übrigen Stadtgebiet ab. Ebenso später tritt die Vollblüte im Haslach, im Gebiet Pfellerau (einer Senke am Waldrand) und wiederum an den riednahen und frostanfälligen Siedlungsrandern im Hinterforach ein.

Im Gegensatz dazu steht das frühe Aufblühen in der „Wärmeinsel“ Innenstadt, die sich jedoch im Bereich der Lustenauerstraße (B 204) und Höchststraße (L 42) nach Süden und Westen ausdehnt, womöglich bedingt auch durch den Verkehrsreichtum an diesen Straßenverbindungen.

### *Schlußfolgerungen*

Diese Beobachtungen stimmen recht gut überein mit den Temperaturmessungen, welche ebenfalls Kaltluftsenken und frostgefährdete Niederungen am Stadtrand (Pfellerau, Gerbergraben, Hinterforach) sowie Schattenzonen am Bergand (Haslach) ausweisen und eine begünstigte „Wärmezone“ der Innenstadt, die sich tropfenartig nach Westen hin zum Messegelände ausdehnt. Ein auffälliger Unterschied zwischen Lufttemperaturen und Forsythienblüte besteht nur bei den alten Schwemmkegelsiedlungen Haselstauden, Mühlebach und Steinebach. Während jene Lagen bei den Tagesfrühtemperaturen begünstigt sind (Frostabschwächung), zeigt die Forsythienvollblüte entlang des gesamten Bergfußes Verzögerungen. Das könnte ein Hinweis darauf sein, daß doch auch die Tageslänge bzw. Besonnungsdauer, nicht nur die Lufttemperatur, eine entscheidende Rolle spielt.

### ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Vgl. *Klinger*, Erich: Die Wetterbeobachtungen an Klimastationen. Anleitung zur Durchführung meteorologischer Beobachtungen und Messungen, Zentralanstalt f. Meteorologie und Geodynamik, Wien, 1986, S. 76.
- <sup>2</sup> *Franken*, E.: Der Beginn der Forsythienblüte 1955 in Hamburg. *Met. Rdsch.*, 8. Jg. H. 7/8, 1955.
- <sup>3</sup> *Eriksen*, Wolfgang: Beiträge zum Stadtklima von Kiel. Witterungsklimatologische Untersuchungen im Raume Kiel und Hinweise auf eine mögliche Anwendung der Erkenntnisse in der Stadtplanung. Kiel, 1964.
- <sup>4</sup> Vgl. *Eriksen*, ebda, S. 145.
- <sup>5</sup> *Auer*, I., *Böhm*, R., *Mohnl*, H.: Klima von Wien. Eine anwendungsorientierte Klimatographie. Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung und Stadtgestaltung, Bd. 20, Stadt Wien, 1989.
- <sup>6</sup> *Bernhofer*, Christian: Stadtphanologie am Beispiel der Forsythia. In: *Wetter und Leben*, 43, H. 1-3, 1991.
- <sup>7</sup> ebda, S. 217
- <sup>8</sup> ebda, S. 214

Abb. 1

Eintritt der Vorblüte bei der Forsythia  
suspensa in Dornbirn am 9./10.3.1992

Stadt Dornbirn  
Stadtplan

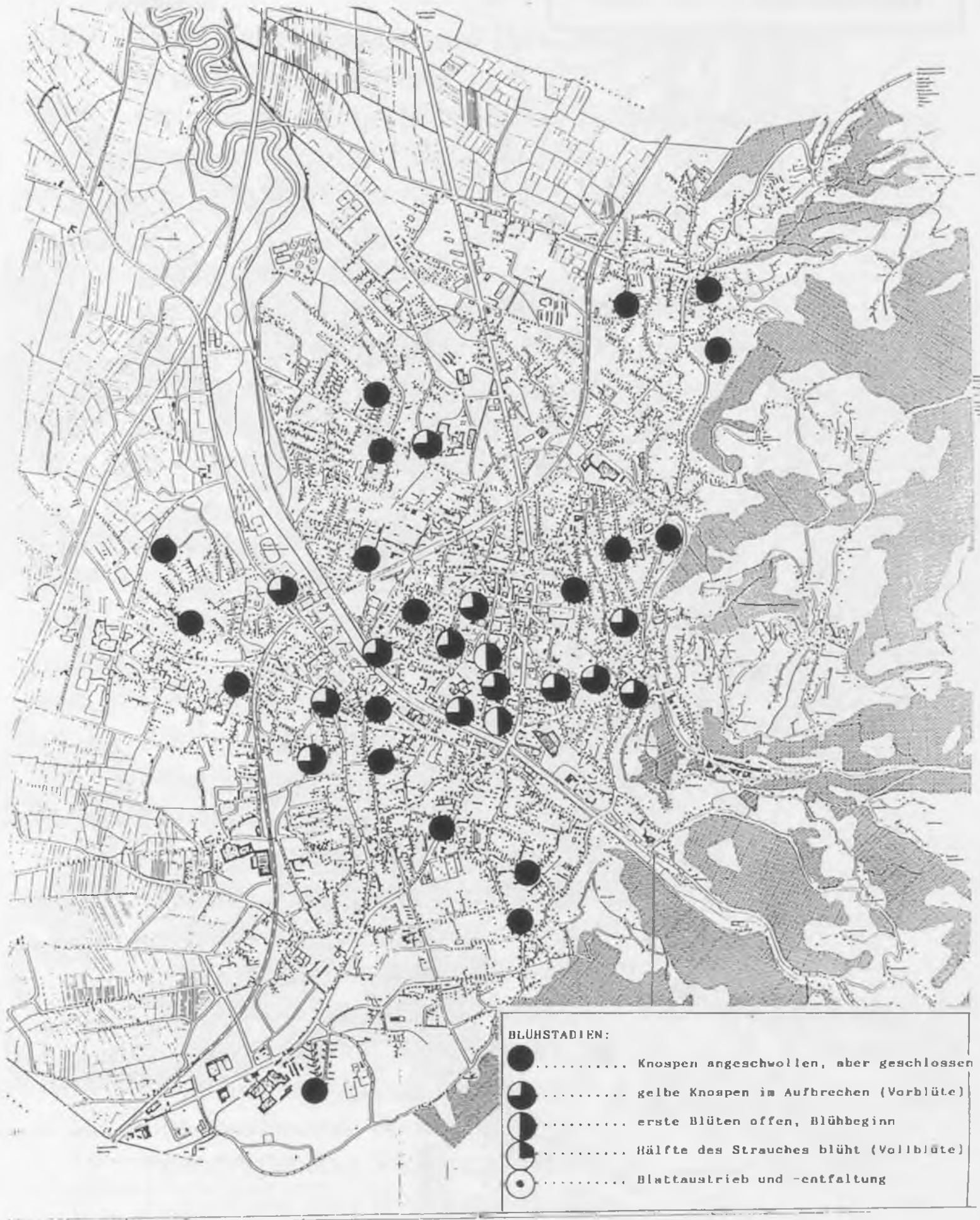
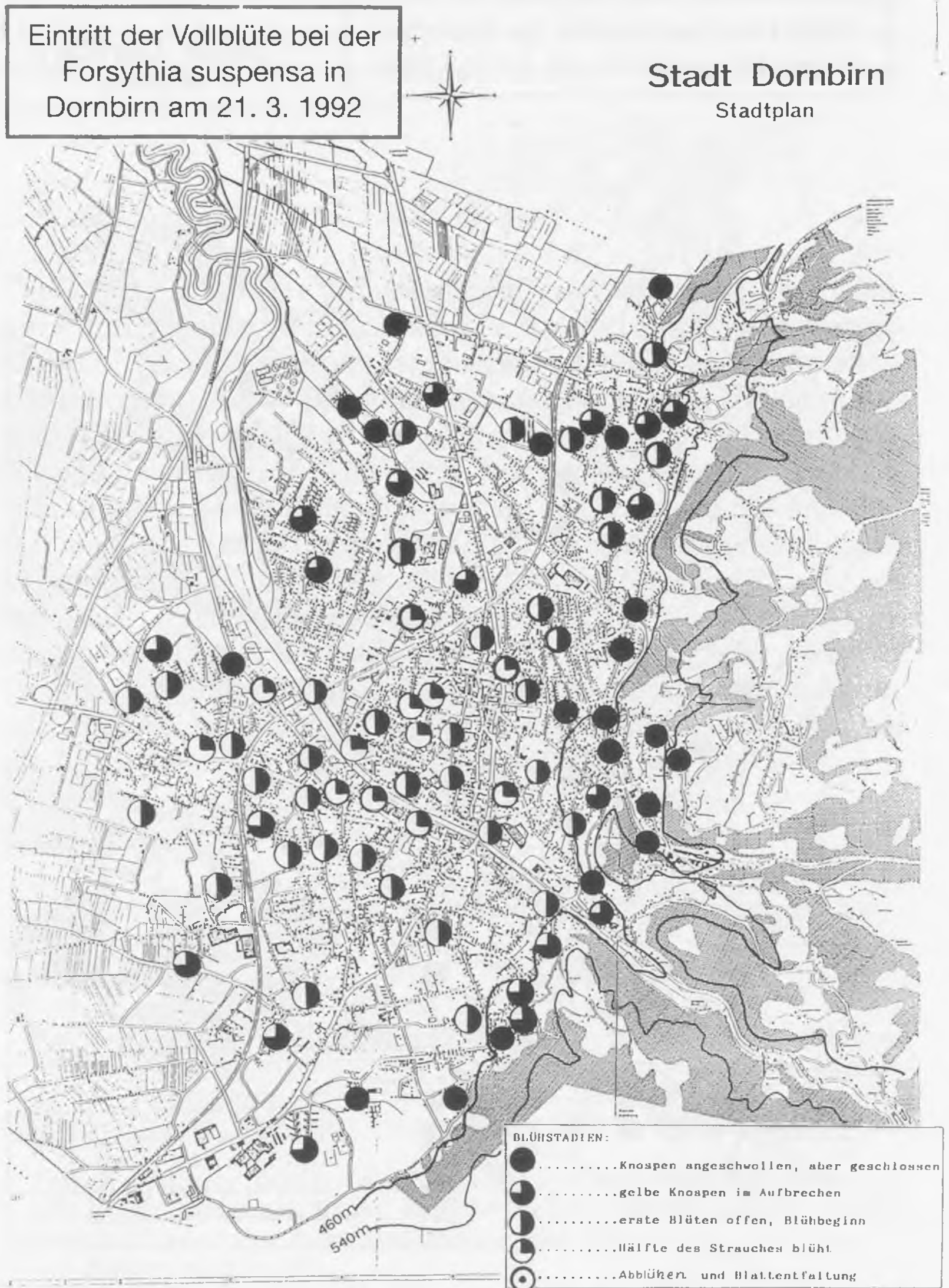




Abb. 2



# Abbildungsverzeichnis

Abb. **Dornbirner Frauen und Ihre Alltagsgeschichten in der Nachkriegszeit**

- 1 Originalabzug im Stadtarchiv Dornbirn, K 1700
- 2 Originalabzug bei Rosa Sandri, Reproduktion im Stadtarchiv Dornbirn, K 1818

Abb. **Fraternisierung 1945**

- 1 Originalabzug im Stadtarchiv Dornbirn, K 7245
- 2 Originalabzug im Stadtarchiv Dornbirn, K 7244
- 3 Originalabzug im Stadtarchiv Dornbirn, K 7240
- 4 Originalabzug bei Karl Moosbrugger, Reproduktion im Stadtarchiv, K 4079

Abb. **Das Hatler Bild oder Zahnbild**

- 1 Originalabzug bei Johann Rhomberg, Reproduktion im Stadtarchiv Dornbirn, K 2960

Abb. **Der Brautkasten**

- 1 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 2 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 3 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 4 Graphik von Harald Rhomberg
- 5 Graphik von Jakob Fußenegger
- 6 Graphik von Jakob Fußenegger
- 7 Zeichnung von Jakob Fußenegger
- 8 Originaldia im Stadtarchiv Dornbirn, 24/4/9, Fotograf Harald Rhomberg
- 9 Graphik von Jakob Fußenegger
- 10 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 11 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 12 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 13 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 14 Fotografie von Wolfgang Bohle
- 15 Fotografie von Wolfgang Bohle

Abb. **Temperaturunterschiede im Stadtgebiet von Dornbirn**

- 1 Graphik von Klaus Feßler
- 2 Graphik von Klaus Feßler
- 3 Graphik von Klaus Feßler
- 4 Fotografie von Klaus Feßler
- 5 Fotografie von Klaus Feßler

Abb. **Stadtphänologische Beobachtungen an der Forsythie in Dornbirn**

- 1 Graphik von Klaus Feßler
- 2 Graphik von Klaus Feßler

# Verzeichnis der Autoren:

Dr. Klaus Eisterer, Institut für Zeitgeschichte,  
Innrain 52, 6020 Innsbruck  
Mag. Klaus Feßler, Schmelzhütterstraße 21, 6850 Dornbirn  
Msgr. Jakob Fußenegger, Oberdorferstraße 11, 6850 Dornbirn  
Dkfm. Franz Kalb, Sandstraße 3, 6890 Lustenau  
Dr. Astrid Schmoll, Hinterbichl 2/1, 6600 Wängle

## SCHRIFTLEITUNG

Dr. Ulrike Kemmerling-Unterthurner  
Stadtarchivar Werner Matt  
Univ.-Doz. Dr. Alois Niederstätter  
Hanno Platzgummer  
Dr. Paul Rachbauer

Für den Inhalt der Abhandlungen sind ausschließlich die  
Verfasser verantwortlich.

Der teilweise oder vollständige Abdruck von Arbeiten aus  
dem Heft ist nur mit Bewilligung der Schriftleitung nach  
Genehmigung durch die Autoren gestattet.

Übersendung von Manuskripten erbeten an:  
Schriftleitung der Dornbirner Schriften, Stadtarchiv Dornbirn,  
Marktplatz 11, 6850 Dornbirn.

Die Einreichung der Manuskripte bietet keine Gewähr  
für ihre Veröffentlichung.

„Vor dem armen Soldaten ohne Arm und Bein,  
  läuft ihr schon ganz gleichgültig vorbei.  
  Sie haben Kaffee, keinen Zucker  
dafür hat der Fremde Zigaretten und Butter!  
  Wenn er bringt die Schokolade herbei,  
  dann ist euch sogar die Hautfarbe einerlei!“

Zitat aus anonymen Spottgedicht, Artikel „Fraternisierung 1945“

